

dlv



Eckart zur Nieden

# **Vier in einer Kajüte**

clv

Christliche

Literatur-Verbreitung e.V.

Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

1. Auflage der Lizenzausgabe 1999

© 1978 by Christliches Verlagshaus Stuttgart

© der Lizenzausgabe 1999 by

CLV · Christliche Literatur-Verbreitung

Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

Umschlag: Dieter Otten, Gummersbach

Satz: CLV

Druck und Bindung: Ebner Ulm

ISBN 3-89397-419-9

Nun gut, ich will euch meine Erlebnisse erzählen, auch wenn ich mich dazu überwinden muss. Vielleicht ist es gut, dass ihr mich hierzu nötigt.

Nicht, dass ich euch etwas verheimlichen wollte. Aber ihr wisst sicher selbst, dass es Erfahrungen gibt, die man gern überall aufischt, und wieder andere, die es nicht vertragen, ausposaunt zu werden. Man hat Angst, die zarte Pflanze, die da im eigenen Herzen gewachsen ist, zu zerstören, wenn man ihre Wurzeln aus dem Erdreich gräbt.

Aber ihr seid meine Freunde. Ich hoffe, bei euch Verständnis zu finden, auch wenn ich Dinge zu erzählen habe, die euch merkwürdig scheinen, ja die mir selbst noch fremd sind, die ich nur staunend und fast wie ein Außenstehender in mir selbst wachsen sehe. Vielleicht kann mein Bericht dazu helfen, mir selbst darüber mehr Klarheit zu verschaffen. Darum will ich alles mit allen Einzelheiten wiedergeben. Allerdings erfordert es Geduld. Einige Stunden wird meine Erzählung wohl verschlingen.

Ihr macht so ernste Gesichter – ich merke, meine Einleitung ist wohl etwas feierlich geraten. Nun gut. Aber meine Erlebnisse vertragen es durchaus, dass ihr ab und zu ein Schlückchen trinkt. Gießt euch Wein nach! Es ist ein guter Tropfen. Mein Vater hat ihn aus Südfrankreich kommen lassen. Zum Wohl!

Meine Geschichte beginnt am 25. Mai 1794, vormittags gegen elf Uhr. Das ist die Stunde, in der ich zum ersten Mal meinen Fuß auf die Deckplanken der »Egmont« setzte.

Sie war ein niederländisches Schiff, klein, aber see-

tüchtig, wie uns versichert worden war. Mein Vater hatte Erkundigungen eingezogen. Er war verständlicherweise darum besorgt, dass seine Tuchballen, Werkzeuge und andere Güter gut in die Kolonialgebiete gelangten. Und natürlich auch, dass ich, sein Sohn, das Ziel wohlbehalten erreichte.

Es war die erste Reise, auf die er mich schickte, die über den Bereich der Nordsee hinausging.

Über Monate hatte er alles, von dem er glaubte, dass es in der neuen Welt gebraucht werden könnte, in unserem Lager in Amsterdam zusammengetragen. Ich hatte die Fracht nach den Westindischen Inseln zu begleiten, dort möglichst teuer abzusetzen, von dem Erlös Landesprodukte zu kaufen und damit bei nächster Gelegenheit wieder zurück zu segeln.

Der Kapitän begrüßte mich freundlich, aber nicht überschwänglich.

Wir hatten keine Verständigungsschwierigkeiten, da die niederländische Sprache der unseren ja recht ähnlich ist.

Er war ein kräftiger, bärtiger Mann von etwa sechzig Jahren, ziemlich genau das Abbild von dem, was man sich unter einem alten Seebären vorstellt. Auf mich wirkte er sehr vertrauenerweckend. Da auch das Verladen der Fracht reibungslos und schnell vor sich ging – ich überwachte die Arbeiten –, konnte ich mit dem Beginn des Unternehmens zufrieden sein.

Die erste Enttäuschung kam, als ich den Kapitän bat, mir nun meine Kajüte zeigen zu lassen.

»Ja, Ihr müsst wissen, Herr«, druckte er, »unsere ›Egmont‹ ist klein und – da ist nicht viel Platz ...«

»Nur gerade heraus. Was ist mit meiner Kajüte? Ist sie sehr klein?«

»Ganz und gar nicht, sie ist sehr groß, nur – es ist nur eine. Und wir haben vier Passagiere.«

»Heißt das etwa, dass ich die Kajüte mit vier anderen teilen muss?«

Er nickte nur. Das war ärgerlich. Als zahlender Fahrgast hatte ich nicht nur Anspruch auf eine eigene Kabine, ich konnte auch mit Recht erwarten, bevorzugt behandelt zu werden, da ich fast die Hälfte des Schiffsraums für meine Waren gemietet hatte.

Aber so recht zornig konnte ich nicht sein. Das Wetter war herrlich, die Verladearbeiten hatten vorzüglich geklappt, meine frohe Stimmung war mir zu schade, sie von einer Laune überschatten zu lassen. Außerdem war mir der Kapitän so sympathisch, dass ich mich scheute, ihm eine Szene zu machen.

»Kommt mit mir, Herr«, bat er und ging nach achtern. Die Heckaufbauten waren in der Höhe des Achterdecks unterteilt. Auf der Steuerbordseite hatte der Kapitän seine Kajüte mit Kartentischen und was so dazugehört; auf der Backbordseite war ein gleich großer Raum für Passagiere vorgesehen. Beide stießen aber nicht direkt aneinander, sondern hatten etwa den Abstand der ausgebreiteten Arme eines Mannes. Den Zwischenraum nahm eine Kammer mit Tauwerk ein und vorn war eine Treppe, die zum Achterdeck hinaufführte.

Der Kapitän wies auf die niedrige Tür und bat mich einzutreten.

Ich bückte mich und betrat den Raum, der – was ich freilich noch nicht wusste – Ort der Handlung für manche dramatischen Erlebnisse auf dieser Fahrt werden sollte.

Die Kajüte war nicht klein, aber niedrig. Kaum konnte ich aufrecht unter den Balken hindurchgehen, die das darüber liegende Deck trugen.

Rechts von der Tür, an der gleichen Wand wie diese, standen zwei Kojen trotz des niedrigen Raumes

übereinander, weshalb die untere ohne Beine fast auf dem Boden lag. Ebenso war es an der Wand links, die unsere Kajüte von dem Treppenaufgang trennte. Die beiden anderen Seiten – wobei man sich den Raum nicht genau rechteckig wie in einem Haus vorstellen muss, sondern durch die nach hinten enger zulaufende Schiffsform etwas verzogen – die beiden anderen Seiten waren durch Luken unterbrochen, kleine Fenster, die sich zum Teil auch öffnen ließen.

In der Mitte stand ein schwerer Tisch, drumherum einige Hocker, bestehend aus einer runden Sitzfläche und einem einzigen Bein in der Mitte, das im Boden befestigt war.

Auf einem dieser Hocker saß ein älterer Herr, sauber, wenn auch nicht vornehm gekleidet, und schrieb. Ein weiterer Mann – in der Mitte der Jahre – stand an einem der Fenster und sah dem bunten Treiben im Hafen zu. Er war auffallend groß und breitschultrig.

Auf ihn wies der Kapitän und sagte, während dieser sich langsam umwandte: »Darf ich bekannt machen: Herr Weißgerber aus Straßburg. Und hier sitzt Herr – pardon, wie war doch gleich Euer Name, mein Herr?«

Der Mann am Tisch reagierte gar nicht auf die Frage. Ob er so sehr in seine Schreibarbeit vertieft war, dass er sie überhört hatte, oder ob er nicht antworten wollte, war nicht zu erkennen.

Glücklicherweise fiel dem Kapitän nach einigen Augenblicken der Verlegenheit der Name wieder ein. »Äh – Veit, nicht wahr? Aus Bayern.«

Der Herr Veit sah kurz auf und nickte wortlos. Sein Gesicht ließ dabei aber keinen abweisenden Ausdruck erkennen, wie ich erwartet hatte, sondern eher einen leeren, nichtssagenden.

»Meine Herren«, fuhr der Kapitän fort, »Herr Linz



ist der vierte Passagier. Er ist Kaufmann und ihm gehört, was wir heute an Bord genommen haben.«

Er sah mich an und bemerkte offenbar, dass ich mich hier nicht recht wohl fühlte. Sein Blick erschien mir mitleidig und fast entschuldigend. Langsam öffnete er den Mund, als wollte er mir noch etwas sagen, schloss ihn dann aber wieder und wandte sich wortlos ab.

Unter der Tür drehte er sich noch einmal um. »Ich sagte den Herren wohl schon, dass sie gern noch einmal an Land gehen können. Wir haben noch allerlei zu erledigen und Proviant und Frischwasser an Bord zu nehmen. Morgen sehr früh werden wir mit der Flut auslaufen. Herr Linz, ich lasse sogleich Euer Privatgepäck bringen.«

Dann schloss er die Tür und ich war mit den zwei abweisenden Personen allein in diesem Raum, der nun für einige Wochen meine Herberge werden sollte, ohne das Empfinden von Geborgenheit in mir zu wecken.

Der Mann am Fenster deutete auf die Kojen neben der Tür. »Die obere ist noch frei. Unten hat schon einer belegt. Der ist nur noch mal an Land gegangen. Herr Veit und ich liegen hier drüben.«

Er sprach mit stark französischem Akzent.

»Vielen Dank!«, nickte ich mit freundlichem Lächeln zu ihm hinüber, bestrebt, dieses kleine Anzeichen von menschlichem Interesse zu beachten, wie man ein kleines Zündflämmchen im Ofen hegt, bis es stark genug ist, selbst seine Nahrung zu finden.

Ich inspizierte meine Koje. Sie war alles andere als bequem und ich hatte Schwierigkeiten, überhaupt hineinzukommen.

Da mein Gepäck noch nicht da war, beschloss ich, noch ein wenig an Land zu gehen. Ich würde ohnehin lange genug in diesem Käfig eingesperrt sein.

»Ich vertrete mir noch ein wenig die Beine an Land«,

sagte ich laut. Niemand reagierte. Offenbar war das kleine Flämmchen wieder erloschen. Es würde wohl recht kühl unter uns bleiben.

Es begann dunkel zu werden. Das Treiben im Hafen wurde weniger hektisch. Die Schauerleute verließen müde ihr Tagewerk und schlichen nach Hause. Irgendwie musste ich sie beneiden. Es ist etwas wunderbares, mit einer gesunden Müdigkeit in die Geborgenheit des eignen Heims zurückzufinden, ins eigne Bett zu sinken. Aber ich will zugeben, dass ich nicht sicher bin, ob ich mir das nur einbilde. Ich habe nämlich noch nie einen ganzen Tag schwer körperlich gearbeitet, sondern immer nur zugesehen und beaufsichtigt.

Gemächlich schlenderte ich am Kai entlang und ließ mich von der Hafensphäre gefangen nehmen. Schiffe aus ganz Europa lagen dort: hier ein Engländer, dort ein Portugiese, da ein Norweger. Ich liebe dieses Bild, vielleicht, weil ich es von meiner Kindheit an kenne: Das Gewirr der Masten, Rahen und Tauen zergliedert den rötlichen Abendhimmel in tausend kleine Stücke. Die Luft ist erfüllt vom Geruch des Seewassers und des Teers. Knarren und Ächzen von Holz und Hanf, das sich durch die leicht schaukelnde Bewegung der Schiffe reibt. Das Geschrei der Möwen mischt sich in das Geschwätz der Leute, die an Bord oder an Land ihre Arbeit verrichten oder einfach vorübergehen.

Lautes Lachen in einer kleinen Hafenkneipe lockte mich, einzutreten. Wenn ich nun gezwungen war, wochenlang mit griesgrämigen Männern meine Kajüte zu teilen, konnte es gut sein, vorher noch ein wenig Fröhlichkeit zu atmen.

Der Raum war von wenigen Tranfunzeln spärlich erleuchtet. Eine stickige Luft schlug mir entgegen. Trotzdem trat ich ein und setzte mich an ein leeres Tisch-

chen in einer Ecke. Eine Schar portugiesischer Seeleute grölte und lachte laut, an einigen anderen Tischen unterhielten sich kleinere Gruppen von Männern.

Der Wirt brachte mir ein Glas Wein und etwas Brot und Käse. Ich trank und aß und döste ein wenig vor mich hin, in Gedanken schon mit dem fernen Land beschäftigt, das ich bald betreten wollte. Als der Lärm immer lauter wurde und die Laune einem Höhepunkt zustrebte, riss mich das Treiben aus meinen Grübeleien.

Die Portugiesen hatten einige Männer von den Nachbartischen zum Trinken eingeladen. Die machten auch freudig mit, obwohl die Verständigung schwierig war. Nur ein Mann stierte schweigsam vor sich in sein Glas und reagierte nicht auf die lauten Zurufe der Seeleute. Schließlich packte ihn einer am Oberarm, um ihn aufzurichten. Da schnellte der blitzartig hoch, so dass der Tisch wankte und das Weinglas umfiel, und brüllte den Portugiesen auf deutsch an: »Rühr mich nicht an!«

Für einige Augenblicke herrschte Totenstille, dann brach aus der Gruppe der Seeleute ein Schwall von Worten hervor. Beleidigt, entrüstet über diese Reaktion drängten die Männer näher an den Deutschen heran.

»Wirt, schaff mir diese Leute vom Hals!«, rief der. Der Wirt verstand ihn wohl, sah aber weder Möglichkeit noch Veranlassung, diesem Wunsch nachzukommen.

Da ich durch meine spanischen Sprachkenntnisse die Portugiesen gut verstand – beide Sprachen sind ja eng verwandt – fühlte ich mich verpflichtet, hier dolmetschend und schlichtend einzugreifen. Ich sagte den Seeleuten ein paar beruhigende Worte und redete dem Deutschen zu, er möge sich doch etwas freundlicher zeigen oder lieber in einem anderen Lokal weitertrinken.

Da kam ich aber schlecht an. »Ich trinke, wo ich will«, brüllte er. »Und über mein Verhalten lasse ich mir keine Vorschriften machen! Was geht Euch das überhaupt an?« Während er sich in Eifer redete, kam er, einige andere energisch beiseite schiebend, zu mir herüber. Es sah so aus, als wollte er handgreiflich werden. Da verständigten sich die Portugiesen mit ein paar Worten, packten den Mann an Armen und Beinen und warfen ihn ziemlich roh durch die Tür auf die Straße hinaus.

Der Deutsche wurde noch wütender. Er rappelte sich auf und versuchte, wieder hereinzukommen. Es schien sich eine Schlägerei zu entwickeln. Und ich – ja, es war wohl nicht besonders heldenhaft, aber derlei Roheiten sind mir zuwider – ich bat den Wirt, mir den Hinterausgang zu zeigen und verschwand. Schließlich hatte ich einen Versuch zur Schlichtung gemacht und es lag mir wahrlich nicht daran, mich vor der Abreise noch von einem verrückten Landsmann oder einigen betrunkenen Seeleuten verprügeln zu lassen.

Es war vollends dunkel geworden, als ich die »Egmont« erreichte. Da ich müde war und auch nicht das geringste Bedürfnis verspürte, mit meinen mürrischen Kabinengenossen eine lustlose Konversation zu pflegen, legte ich mich schweigend in meine Koje und schlief bald ein.

Ich wurde erst wieder wach, als das laute Treiben an Bord begann. Eiliges Getrappel an Deck, Stimmengewirr, dazwischen Befehle. Der Anker wurde gelichtet, wir liefen aus.

Diesen Anblick wollte ich mir nicht entgehen lassen, sprang aus dem Bett, schlüpfte in meine Kleider und trat aus der Kajüte. Schon immer hat es mich eigenartig ergriffen, wenn ich eine Hafenstadt vom Schiff aus kleiner und kleiner werden sah. Diesmal jedoch bewegte es mich ganz besonders, vielleicht wegen der

langen Reise, die nun vor mir lag, vielleicht auch wegen der besonderen Umstände, unter denen ich sie anzutreten hatte.

Um die Seeleute bei ihren Pflichten nicht zu stören, drückte ich mich in eine Ecke und heftete meinen Blick versonnen auf das kleine Stück Europa und damit Heimat, das da im heraufdämmernden Tag immer ferner rückte. Es war mir, als ließe ich damit ein letztes Stück meiner Kindheit zurück, um nun endgültig als Mann in eine neue Welt einzutreten, die mich nicht willkommen hieß, so wie mich bisher alle neuen Lebensabschnitte willkommen geheißen hatten, sondern die erobert, bezwungen werden wollte.

Mich fro: Ich ging zurück, um mich noch ein wenig hinzulegen. Es war, wie gesagt, etwas mühsam, mein Nachtlager zu erreichen und darum unvermeidlich mit einigem Lärm verbunden.

»Ruhe!«, brüllte es da plötzlich.

Ich fuhr erschreckt zusammen.

Die Stimme kam aus der unteren Koje. Unser vierter Passagier musste offenbar in der Nacht an Bord gekommen und zu Bett gegangen sein, ohne dass ich davon aufgewacht war. »Entschuldigung«, murmelte ich, »es ist ein bisschen schwierig, in die Koje zu kommen. Entschuldigt, dass ich Euch geweckt habe!«

Die Worte waren ihm aber offenbar schon zu viel. »Ruhe, habe ich gesagt!«, presste er hervor und wollte sich wütend aufrichten. Dabei stieß er aber unglücklich mit dem Kopf an mein Bett, da es ja zwischen beiden nur wenig Raum gab. Er unterdrückte einen Fluch und wandte sich vollends mir zu. Wir erschraaken beide – es war der Mann, mit dem ich am Abend vorher in der Gaststätte aneinander geraten war.

Mir gefror das Blut in den Adern. Nicht, dass ich befürchtete, er werde nun seine Prügelei fortsetzen

wollen. Aber der Gedanke, mit solch einem wüsten Gesellen mehrere Wochen auf engstem Raum zusammenleben zu müssen, vertrieb mir den letzten Funken Hoffnung, ich könnte der Reise doch noch eine angenehme Seite abgewinnen.

Ich konnte beobachten, wie es hinter seinen Zügen arbeitete. Er erinnerte sich offenbar an mich, sagte aber nichts. Jetzt schien es ihm wohl nur wichtig, festzustellen, ob ich auch nicht über sein Missgeschick lachte, dass er sich den Kopf angestoßen hatte. Sicher wäre er sogleich über mich hergefallen, wenn auch nur ein leichtes Schmunzeln meine Mundwinkel verzogen hätte. Aber zum Lachen war mir überhaupt nicht zumute. So starrten wir uns nur einige Augenblicke lang schweigend an. Dann löste ich meinen Blick aus dem seinen und begann, mich wieder in meine Kojen aufzuarbeiten.

Oben angekommen, drehte ich mich zur Wand und vergrub mich unter meine Decke. Mir war elend zumute. Am liebsten hätte ich den Kapitän gebeten, zu wenden und Amsterdam wieder anzulaufen. Aber das ging natürlich nicht. Ich konnte nicht anders, ich musste die kommenden Wochen auf dem Atlantik irgendwie hinter mich bringen, diese Wochen ohne Familie und Freunde, dafür mit drei mürrischen Männern zusammengepfercht. Am besten war es wohl, ich dachte gar nicht viel über meine Lage nach, vertiefte mich statt dessen in Erinnerungen an zu Hause oder malte mir aus, was mich wohl erwarten könnte, wenn ich nach erfolgreich abgeschlossener Geschäftsreise wieder wohlbehalten ankommen würde.

Der Herr Weißgerber, der gestern als Einziger ein freundliches Wort mit mir gewechselt hatte, schälte sich aus seinem Bett und begann sich anzukleiden. Sein Nachbar über ihm, der Bayer, folgte.

Da klopfte es an die Kajütentür.

Niemand von uns Vieren schien sich verantwortlich zu fühlen, hereinzubitten, wer immer da Einlass begehren mochte. Erst als es noch einmal heftiger klopfte, rief Weißgerber: »Bitte!«

Ich streckte meinen Kopf etwas zur Seite, um beobachten zu können. Ein langer, hagerer Mann betrat – sich tief bückend – die Kajüte. Er trug ein Tablett mit Geschirr, einem Brotkorb und einer riesigen Kanne.

»Guten Morgen, die Herren!«, rief er fröhlich. »Der Herr Christus segne Euch! Ich bringe das Frühstück.«

Einige Augenblicke herrschte Verblüffung über diesen frommen Gruß, den hier beim besten Willen niemand erwartet hätte.

Dann brach der Mann unter mir plötzlich in schallendes Gelächter aus. Laut brüllend wälzte er sich aus dem Bett, setzte sich auf die Kante und schlug sich auf die Schenkel. »Der – der –«, begann er ein paar Mal, aber was er sagen wollte, wurde immer wieder von seinem dröhnenden Gelächter niedergewalzt. Endlich – während der ganzen Zeit stand der Eingetretene schweigend, aber durchaus nicht verlegen dreinblickend, mit dem Tablett in der Hand da – endlich brachte der Mann unter mir heraus: »Der Herr Christus segne uns. Er bringt das Frühstück.« Und schon wieder brach vulkanartig ein neues Gelächter aus ihm hervor.

Weißgerber ließ sich nur zu einem leichten Schmunzeln anstecken und Veit sagte mit toderntem Gesicht: »Sehr komisch!« – wobei ich nicht wusste, ob er das auch so meinte oder den Lacher rügen wollte.

»Stellt es nur da hin«, bat Weißgerber und wies auf den Tisch.

Der Hagere begann etwas tollpatschig – offenbar war er an die leichte Schaukelbewegung des Schiffes nicht gewöhnt, das Geschirr auf dem Tisch auszubreiten.

Als sich mein Untermann etwas beruhigt hatte und nur noch ab und zu gluckste, fragte Veit, der Bayer: »Wer seid Ihr? Werdet Ihr uns immer das Essen bringen?«

»Mein Name ist Buchenau, Herr«, antwortete der Hagere. »Ich bin dem Koch zugeteilt. Ich soll ein wenig in der Küche helfen und für Euer leibliches Wohl sorgen.«

»Kein Seemann, was?«, fragte ich.

»Sieht man das sofort?«

»Ja, am Gang. Außerdem, wenn Ihr Seemann wärt, würdet Ihr wohl nicht Koch und Küche sagen, sondern Smutje und Kombüse.«

Weißgerber mischte sich ein: »Wie kommt Ihr hier auf die Egmont?«

»Ich gehöre genau genommen nicht zur Besatzung, sondern bin Passagier wie Ihr, der nach den Westindischen Inseln will. Aber da ich kein Geld für die Überfahrt habe, hat mich der Kapitän freundlicherweise so mitgenommen, unter der Bedingung, dass ich an Bord helfe, so viel und so gut ich's kann.«

»Und was habt Ihr am Ziel vor? Wollt Ihr dort siedeln? Ohne Geld wird das schwierig sein!«

»Nein, ich möchte den armen Sklaven das Evangelium verkündigen.«

»Was?«

»Ich bin ein Missionar der Herrnhuter Brüdergemeine.« Man schwieg allgemein. Sogar mein Untermann lachte nicht mehr. Was sollte man auch dazu sagen? Ich wusste nicht, was ich nun noch hätte fragen können. Mit einem Mann, der als Kombüsenjunge ohne Geld über den Ozean fährt, um »armen Sklaven das Evangelium zu verkündigen«, wusste ich beim besten Willen nichts anzufangen. Allein, dass sich jemand für Sklaven interessierte und in ihnen etwas



anderes als Arbeitskräfte sah, war mir neu. Von Herrnhut hatte ich allerdings schon gehört. Es sollte eine von der Kirche unabhängige schwärmerische Bewegung sein.

Inzwischen war der Frühstückstisch hergerichtet. Die beiden, die schon aufgestanden waren, machten sich über das Essen her, während sich der Herrnhuter zurückzog, nicht ohne uns eine »gesegnete Mahlzeit« zu wünschen. Auch wir beiden kleideten uns an und setzten uns zum Frühstück hin.

Auch jetzt entwickelte sich kaum ein Gespräch. Nur ab und zu flogen ein paar Satzketten hin und her. Ich erfuhr dabei, dass der Mann, den ich im Hafen kennen gelernt hatte, Oertzen hieß und aus Preußen stammte. Mehr wussten die anderen offenbar auch nicht über ihn.

Ich hatte nun Gelegenheit, ihn gründlich zu betrachten. Er war nicht übermäßig kräftig gebaut, aber anscheinend zäh. Auffallend waren seine ruckartigen, energisch wirkenden Bewegungen und seine stechenden Augen. Im sechsten Lebensjahrzehnt mochte er schon sein, jedenfalls sah er hier älter aus, als er mir in jener Kneipe beim schwachen Tranlicht erschienen war.

Als ich in die Runde sah, schien es mir, als wären alle dabei, über ihr Brot hinweg die anderen sorgfältig zu mustern.

Später kam der fromme Hagere wieder und räumte das Geschirr ab. Niemand hänselte ihn. Vielleicht, weil er mit seinem mutigen Unternehmen uns doch einige Hochachtung abnötigte, vielleicht auch nur aus Lustlosigkeit.

Den ganzen Tag blieb ich an Deck. Nicht nur, weil die Fahrt bei Sonnenschein und leichter Brise durch den Kanal etwas Erhebendes und die Verrichtungen

der Seeleute interessant zu beobachten waren. Vor allem, weil ich in der Kajüte das Gefühl hatte, die ohnehin schon drückend niedrige Decke müsse mir auf den Kopf fallen.

Die ersten Tage unserer Reise verliefen ohne erwähnenswerte Ereignisse. Wir machten mäßige Fahrt. Ich hatte mir angewöhnt, mich auch bei schlechtem Wetter an Deck aufzuhalten. Gelegentlich ergab sich ein Gespräch mit dem Kapitän oder dem Bootsmann oder mit einem der anderen Männer der Besatzung. Sonst hatte ich keine Abwechslung. Aus lauter Verlegenheit ging ich wieder einmal meine Warenliste durch oder stieg auch mal in den Laderaum hinab, um alles zu inspizieren.

Einmal kam ich kurz mit dem Herrnhuter ins Gespräch. Aber sein Wesen und sein Reden waren mir so fremd, dass ich ihm durch solch eine oberflächliche Konversation nicht näher kam. Nichtsdestoweniger nickte er mir jedesmal freundlich zu, wenn er an mir vorbeiging. Ich empfand das als angenehm in dieser sonst so unhöflich rauen Männergesellschaft und nickte allemal zurück oder rief ihm ein nichtssagendes Grußwort nach.

Der Hagere hatte noch eine Bedeutung für mich. Immer, wenn ich ihn in die Kajüte gehen sah, wusste ich, dass die nächste Mahlzeit aufgetischt wurde. Dann galt es, sich wieder für einige Zeit – keine Minute länger als nötig – der frostigen Atmosphäre unter meinen Mitreisenden auszusetzen.

Diese waren offenbar allmählich in ihrem Verhältnis zueinander ein klein wenig aufgetaut. Geredet wurde auch jetzt noch nicht viel. Aber einmal spielten sie Karten, ein anderes Mal spielten Weißgerber und Oertzen Schach, während Veit schrieb. Das tat er

übrigens oft, anscheinend führte er sehr gründlich Tagebuch.

Dieser eintönige und immer gleiche Tagesablauf änderte sich erst, als ein Sturm aufkam. Wir hatten die Höhe der Azoren noch nicht erreicht. Ich konnte unmöglich an Deck bleiben. Meine Mitreisenden luden mich zum Kartenspiel ein. Das war mir recht. Eine andere Beschäftigung hatte ich nicht und ich brauchte etwas, um mich von dem unangenehmen Gefühl abzulenken, das mich jedesmal ergriff, wenn die »Egmont« sich heftig neigte. Es war wohl eine Mischung aus Angst und Seekrankheit, beides nicht ganz, aber von beidem etwas.

Die Regeln des Kartenspiels waren mir noch unbekannt. Während sie mir alles erklärten, muss ich wohl einen ziemlich beschränkten Eindruck gemacht haben. Jedenfalls lachten sie über meine Begriffsstutzigkeit. Das ärgerte mich aber nicht im Geringsten, denn ohne solch ein Lachen – auch wenn darin viel Spott lag – wäre die Gesellschaft der drei noch schwerer zu ertragen gewesen. Nun aber begann fast so etwas wie Gemütlichkeit aufzukommen.

Der Sturm wurde in den nächsten Tagen noch heftiger. Der Kapitän ließ den größten Teil des Segelzeugs einholen. Ich blieb weiter in der Kajüte. Das Kartenspiel – wir fingen nun an, kleine Geldbeträge einzusetzen – erwies sich als die ideale Beschäftigung. Man konnte dabei schweigen, wenn man wollte, man konnte aber auch über die Karten hinweg eine knappe Unterhaltung führen.

Ich fühlte mich dabei – ich muss es gestehen – ein wenig wie ein Kind, das zum ersten Mal unter Männern sein darf. Weniger wegen meines Alters – jeder der drei war alt genug, dass er mein Vater hätte sein können. Nein, vielmehr wegen der fremdartigen rau-

en Welt, in die ich hier eingetreten war. Bei uns zu Hause wurde ja nicht Karten gespielt, dabei getrunken und rohe Witze gemacht.

Veit passte da wohl auch nicht so ganz hinein. Er musste – ähnlich wie ich – vornehm erzogen worden sein. Aber offenbar erregte es auch ihm ein gewisses Wohlgefühl, sich dieser Situation gewachsen zu zeigen.

Bald war ich von dieser Atmosphäre in unserer Kajüte so gefangengenommen, dass ich einmal sogar laut mitlachte, als der Herrnhuter mitsamt seinem Geschirr bei einer heftigen Schlingerbewegung des Schiffes in eine Ecke flog. Dass das eigentlich ganz gegen meine Art war, merkte ich erst, als es ihm trotz aller Mühe nicht gelingen wollte, die verlorenen Dinge wieder aufzusammeln und er mich, während er sich an einem Bettpfosten festhielt, hilfesuchend ansah. Ich sprang hinzu, las auf, was noch zu gebrauchen war und sagte ihm ein paar mutmachende Worte.

Ein weiteres Ereignis hatte noch mehr Einfluss auf die allmähliche Bildung eines gewissen kumpanenhaften Zusammengehörigkeitsgefühls unter uns, von dem ich in den ersten Tagen so gar nichts bemerkt hatte. Wir hatten die großen Teile unseres Gepäcks in einer Ecke zusammengestellt und mit einem Tau festgezurr. Im Laufe der Zeit hatte dieses etwas von seiner Spannkraft verloren. Oertzen wollte es neu festziehen, musste es zu dem Zweck aber erst lösen. In dem Moment holte die »Egmont« gerade weit über. Seine schwere Seekiste, die auf den anderen Kisten stand, kam ins Rutschen. Oertzen stemmte sich dagegen, merkte aber, dass er sie nicht allein halten konnte und rief laut um Hilfe, weil er fürchtete, das schwere Stück könnte auf ihn fallen. Wir sprangen hinzu und konnten die Kiste halten, vermochten aber nicht auf dem schwankenden

Grund, wo uns selbst der Halt fehlte, sie wieder an ihren richtigen Platz zu heben.

Wenn sie nicht fest stand, ehe das Schiff wieder nach der gefährlichen Seite schlingerte, konnte sie vielleicht nicht mehr gehalten werden.

Weißgerber, der Kräftigste von uns, erkannte die Gefahr. Er sprang auf die anderen Kisten und zog das schwere Stück nach oben, während wir schoben. In diesem Augenblick setzte wieder die Rollbewegung des Schiffes ein. Als es seinen stärksten Neigungswinkel hatte, konnten wir drei uns nicht mehr halten, geschweige denn die Seekiste, da uns auf den glatten Planken ein Festpunkt fehlte. Wir rutschten ab zur Kajütenmitte hin. Weißgerber aber, der sich mit einer Hand in einer Lukenöffnung anklammern konnte, hielt das schwere Gepäckstück mit der anderen Hand über die kritischen Augenblicke hinweg eisern fest. Als sich das Schiff wieder zurückneigte, sprangen wir drei hinzu und sicherten alles schnell mit dem Tau.

Wir sahen uns aufatmend an, als es geschafft war. Dass wir eine Gefahr in gemeinsamer Anstrengung überwunden hatten, verband uns auf eine Weise, die jeder empfand, aber keiner in Worte kleiden konnte oder wollte. Wir setzten uns wieder an den Tisch und spielten mit unseren Karten ruhig weiter – ich möchte fast sagen: übertrieben ruhig, als sei nichts gewesen.

Im Lauf des vierten Tages nach Ausbruch des Sturmes wurde die See ruhiger. Unsere Mittagsmahlzeit konnten wir schon einnehmen, indem wir die Schüsseln auf den Tisch stellten, die wir in den Tagen vorher kunstvoll balancieren mussten. Gegen Abend lag das Schiff ruhig auf dem Wasser und wir schliefen endlich wieder eine Nacht ungestört.

Allerdings wären wir darüber wohl kaum so froh gewesen, wenn wir gewusst hätten, dass sich damit

eine lang andauernde Flaute ankündigte, die uns noch viel zu schaffen machen sollte.

Als wir am nächsten Morgen aufwachten, merkten wir, dass die »Egmont« keine Fahrt mehr machte. Ich kleidete mich an und ging an Deck. Die Sonne war gerade aufgegangen. Wie ein glühender Ball lag sie auf dem Horizont und spiegelte sich fast vollkommen oval in dem Wasser, das nur von ganz leichten Wellen kaum merklich gekräuselt war.

Ich ging aufs Vorschiff und schaute nach unten. Es war keine Bugwelle zu sehen, obwohl alle Segel gesetzt waren. Das Tuch hing schlaff an den Rahen.

»Sieht nicht gut aus«, sagte jemand hinter mir. Ich drehte mich um und stand vor dem Kapitän.

»Ja«, entgegnete ich, »eine längere Flaute ist auch für mich unangenehm. Wie lange kann so etwas anhalten?«

»Das kann ich bei aller Erfahrung mit Atlantikfahrten nicht sagen, Herr Linz. Unangenehm ist meistens die Hitze, der man bei solch einer Flaute schutzlos ausgeliefert ist.«

Wir schauten eine Weile schweigend, jeder mit seinen Gedanken beschäftigt, auf die endlose stille Wasserfläche.

»Übrigens«, begann der Bärtige von neuem, »wie kommt Ihr mit den anderen aus? Ich meine, mit den Mitreisenden?«

Als ich nicht gleich antwortete, weil ich meine Sätze sorgfältig überlegen wollte, ja, mir über den jüngsten Stand unserer Beziehungen erst selbst klar werden musste, ergänzte er seine Frage: »Sie sind ja nicht alle leicht zu nehmen, besonders Oertzen. Er hat mir schon einige Schwierigkeiten gemacht. Er scheint unfähig zu sein, über eine Sache sachlich zu sprechen, ohne sich sofort angegriffen zu fühlen.«

»Den Eindruck habe ich auch. Aber in den letzten Tagen sind wir ganz gut miteinander ausgekommen. Wenn man so eng zusammen lebt ... Wisst Ihr, Kapitän, was er drüben vorhat?«

»Nein, davon hat er nichts gesagt. Ich konnte nur aus seinem Verhalten schließen, dass er es offenbar recht eilig hatte hinüberzukommen und dass er keinen genauen Zielhafen kennt.«

»Es interessiert mich natürlich, aber ich wage nicht zu fragen. Auch die anderen nicht. Sie sind sehr abweisend. Erst in diesen letzten Tagen begann das Eis ein wenig zu tauen. Aber solange sie nicht selbst aus sich herausgehen, will ich kein Gespräch über persönliche Dinge beginnen.«

Wir schwiegen. Es war mir sehr angenehm, diesen ruhigen und umsichtigen Mann als Verantwortlichen auf dem Schiff zu wissen. Während er nun nach achtern ging, um irgendwelche nautischen Maßnahmen zu treffen, schaute ich ihm nach. Es gehörte doch schon viel dazu, schoss es mir durch den Kopf, nicht nur alle seemännischen Kenntnisse zu besitzen, um über den schier endlosen Ozean hinweg irgendwo auf der anderen Seite einen kleinen Hafen exakt zu finden, sondern darüber hinaus die bunt zusammengewürfelte Schar der wilden Seeleute mit Autorität zu führen und zu alledem noch einige reichlich merkwürdige Fahrgäste zufriedenzustellen. Diesem Mann traute ich das zu.

Ich versuchte, über die Flaute nicht ungehalten zu sein, sondern die Stille nach dem Sturm zu genießen. Auf einem der Beiboote sitzend, schaute ich versunken auf die endlose Wasserfläche hinaus, über die sich jetzt die Sonne eine Hand breit – wie es schien – erhoben hatte. Sie war so hell, dass man auch nicht mehr in ihr Spiegelbild im Wasser sehen konnte, ohne dass die Augen schmerzten.

Ich hing meinen Gedanken nach. Ich muss gestehen, dass ich bis zu dieser Reise noch nie so gründlich über mich selbst nachgedacht hatte. Ohne viel zu überlegen, hatte ich als Kind und als Heranwachsender gelernt – Sprachen, kaufmännische Grundkenntnisse, Dinge, die ich brauchte, um einmal das Geschäft meines Vaters zu übernehmen. Mit meinem Vater war ich durch Europa gereist, beneidet von meinen Altersgenossen. Ich hatte mir den Lebensstil der vornehmen Bürger angewöhnt, ihre Art zu reden: gepflegt mit Gleichgestellten, herablassend mit denen, die bei uns ihr Brot verdienten. Kurz, ich war selbst ein reicher Bürger, wie man ihn sich vorstellt.

Aber nie hatte ich mir darüber Rechenschaft gegeben, ob ich diese Rolle eigentlich übernehmen wollte. Ich war einfach geworden, was man von mir erwartete. Aber erwartete ich das gleiche von meinem Leben? Jedermann hielt es für selbstverständlich, dass ich in die Fußstapfen von Großvater und Vater trat, die Handelsfirma als Inbegriff meines Lebens ansah, sie auszuweiten und selbst zu noch mehr Ehre und noch mehr Reichtum zu kommen suchte.

Der Gedanke, das alles in Frage zu stellen, war mir nie gekommen, redeten doch zu Hause alle so. Meine eigenen Gedanken hatten gar nicht die Kraft aufgebracht, sich in einer anderen Richtung zu entwickeln, ähnlich einem Wagen, der die eingefahrenen Spuren in einem Feldweg nicht verlassen kann, die unzählige Wagen vor ihm eingedrückt haben.

Aber hier auf dem Schiff war auf einmal alles anders. Niemand redete mit mir, geschweige denn, dass mir jemand wissend oder unwissend vorzuschreiben suchte, wie ich zu denken hatte. Plötzlich sah ich mich – um bei dem Bild zu bleiben – in der Lage des Fuhrmanns, der nicht nur alle vorgebahnten Wege verlas-



sen hatte, sondern nicht einmal wusste, in welche Richtung er fahren sollte.

So ganz allein, ohne rechten Gesprächspartner, konnte, ja musste ich mich auf einmal mit mir selbst befassen. Der Welt entrissen, die ich gewohnt war und in der ich mich behütet fühlte, tauchte unabweisbar die Frage in mir auf, wer ich eigentlich sei. War ich nur der Sohn meines Vaters, der willkommene und selbstverständliche Erbe eines Handelsunternehmens? Oder war ich wirklich ich selbst, mit eigenen Wünschen und Zielvorstellungen? Niemand hatte mich gefragt, ob mir das Leben recht sei, das ich zu führen angefangen hatte. Warum auch? Es war doch selbstverständlich, dass man die Chance nutzte, ein angenehmes und sicheres Leben zu führen. Wer etwas hat – Geld, Ansehen, Einfluss –, gibt es doch nicht grundlos dran!

Aber gerade diese Selbstverständlichkeit, mit der ich in die gehobenere Welt vereinnahmt worden war, begann mich zu ärgern. Ich hatte nur dieses eine Leben. Es gehörte mir ganz allein. Daraus würde ich machen, was ich wollte.

Aber was wollte ich denn? Ich wusste es selber nicht.

Wollte ich jemand werden wie der Kapitän, bewundernswert ruhig und souverän, wissend und kraftvoll? Vielleicht. Oder wie jener junge Bursche, der da geschickt, geschmeidig und kraftvoll in die Wanten kletterte, ohne Schwindel in windiger Höhe, ohne seine Bewegungen zu verlangsamen, je höher er kam? Vielleicht. Jedenfalls eher als ein wohlbehüteter Krämer, der seinen dicken Bauch unter einem teuren Wams verbarg und seinen Mangel an echtem Leben – was immer das sei – hinter dem geistvollen Geschwätz vornehmer Konversation.

Was ich hier erlebte, schien mir wahrhaftiger, lebensnäher zu sein als das, was ich von Kindheit an

gewöhnt war. Aber ob ich es wirklich begehrte? Ich war vernünftig genug, nicht zu vergessen, dass mein bisheriges Leben auch viele Vorteile brachte. Und von jeder anderen Art zu Leben wusste ich zu wenig, als dass ich sie wirklich herbeiwünschen konnte.

Aber was wollte ich dann? Wofür sollte dieses mein einziges Leben da sein? Ich wusste es nicht. Wenn man mich einmal zu Grabe tragen würde, was sollte dann übrig bleiben? Was würde dann der Sinn des ganzen Unternehmens gewesen sein, das man Leben nennt? Ich wusste es nicht.

Aber ich war entschlossen, es herauszufinden, wenn irgend es sich herausfinden ließ. Ich war entschlossen, zu mir selbst zu finden, diese Gedanken nicht von den alltäglichen Belangen unterdrücken zu lassen, wenn ich aus dieser besonderen Situation herausgenommen und wieder in meiner gewohnten Umgebung sein würde. Diesen Fragen weiter nachzugehen, bis ich eine Antwort gefunden oder festgestellt haben würde, dass es keine gab. Ich war entschlossen, den Sinn meines Lebens zu finden.

Tagelang dauerte die Flaute. Brütende Hitze breitete sich wie ein betäubendes Gas um das völlig reglos liegende Schiff und lähmte alle Bewegungen. Die Besatzung verrichtete nur schwitzend das Notwendigste. Wie zäher Brei tropften die Sekunden aus der Gegenwart in die Vergangenheit. Gern hätten wir nachgeholfen, hätten die Zeit vorangetrieben. Aber in quälender Langsamkeit vergingen die Stunden.

Und dabei schienen wir in Tagen keine Meile vorgekommen zu sein. Sinnlos verfloss die Zeit.

Meine Mitreisenden reagierten unterschiedlich. Veit, der Alte aus Bayern, schrieb, träumte oder schaute mit reglosem Gesicht aufs Meer hinaus. Die beiden an-

deren spielten Karten oder lagen faul auf ihren Kojen. Weißgerber schien Hitze und Langeweile einigermaßen gleichmütig zu ertragen. Oertzen stieß ab und zu einen Fluch aus, ging wütend im Zimmer umher und beruhigte sich nach einiger Zeit wieder, als er merkte, dass niemand seinen Zorn schürte.

Nur einmal fiel Weißgerber in den Wutausbruch Oertzens mit ein und das verwunderte mich zunächst sehr. Er knallte die Tür unserer Kajüte zu, die ebenso wie sämtliche Luken stets offen stand, damit die Hitze nicht noch unerträglicher wurde.

Oertzen brüllte ihn an: »Warum machst du die Tür zu? Öffne sie sofort wieder!« Ich muss dazu sagen, dass wir das förmliche »Ihr« aufgegeben hatten und wie alte Kameraden miteinander sprachen.

Weißgerber gab keine Antwort.

Da sprang Oertzen von seinem Lager hoch und riss die Tür wieder auf.

Weißgerber, der größer und kräftiger war, drängte ihn zur Seite und warf sie erneut ins Schloss.

Oertzen fluchte und riss an der Klinke. Aber der andere hatte seinen Fuß vor die Tür gestellt, die nach innen zu öffnen war.

Eine Weile stritten sie sich mit Worten und mit heftigen Puffen. Oertzen rief uns, die beiden anderen, auf, unsere Meinung zu dem Thema zu äußern. Aber wir hatten keine Lust, uns in den Streit einzumischen. Im Grund war es ja auch gleichgültig, ob die Tür einmal für eine Weile geschlossen oder dauernd offen war, da ohnehin kein noch so schwacher Luftzug durch unsere Kajüte wehte.

Plötzlich ließ Weißgerber von dem Streit ab, ging ganz nach hinten und setzte sich mit abgewandtem Gesicht an eine der Luken. Triumphierend öffnete Oertzen die Tür und legte sich befriedigt wieder auf sein Lager.

Veit sprach Weißgerber an: »Was ist mit der Tür? Stört es dich, wenn die Seeleute hereinschauen?«

»Unsinn!«

»Warum dann? Kriegst du einen Hitzekoller?«

»Quatsch!« Nach einigen Augenblicken fügte er hinzu: »Es ist das Schwein.«

Oertzen sprang auf, wohl weil er meinte, mit dem »Schwein« sei er gemeint. Ich muss gestehen, ich dachte zunächst das gleiche. Aber dann ergänzte Weißgerber: »Das Quieken macht mich verrückt!«

Dazu muss ich erklären, dass wir seit Amsterdam ein lebendiges Schwein an Bord hatten. Es wurde mit den Kombüsenabfällen gefüttert, die auf diese Weise eine sinnvolle Verwendung fanden, und sollte wahrscheinlich unterwegs geschlachtet werden und uns damit Frischfleisch liefern. Es hatte in einem kleinen Holzverschlag unter Deck Platz gefunden und war so für uns nicht zu sehen und kaum zu hören gewesen. Nun aber litt das arme Tier genauso wie wir Menschen unter der Hitze – oder was sonst der Grund sein mochte. Jedenfalls machte es sich immer wieder durch lautes Quieken bemerkbar, was wir nun stärker als zuvor hören konnten, da alle Türen offen standen.

Lästig aber fand ich das Geräusch nicht, erst recht nicht so unangenehm, um Anlass zu einem Streit zu sein. Ich konnte mir die Empfindlichkeit von Weißgerber nur mit der quälenden Hitze erklären, die uns ja allen zu schaffen machte.

Nun begann die arme Kreatur gerade wieder ihrer Empörung über das Wetter Luft zu machen. Der schneidend hohe Ton drang nicht übermäßig laut, aber doch hörbar in unsere Kajüte. Die ganze Besatzung verdöste den Tag, da ja doch nichts wichtiges zu tun war und eine weniger wichtige Beschäftigung in dieser Glut als unzumutbar galt. An Deck geschah also

nichts und niemand sprach. Dadurch hörte sich das Quieten noch penetranter an.

Weißgerber verzog das Gesicht und steckte die Finger in die Ohren. Veit sah ihm eine Weile zu, sprang dann auf und schloss die Tür. Er blieb davor stehen und sah Oertzen herausfordernd an. Der hatte sich zunächst aufgerichtet, legte sich aber wieder hin, drehte sich zur Wand und murmelte irgendetwas Unverständliches.

So neigte sich auch dieser Tag quälend langsam seinem Ende zu. Niemand hatte in der drückenden Schwüle und bei missmutiger Stimmung Lust, Karten zu spielen oder auch nur ein paar Worte zu wechseln.

Als die Sonne sich endlich anschickte, unterzugehen, stand ich auf, um mich etwas zu bewegen. Ich würde sonst überhaupt nicht schlafen können, nachdem ich den ganzen Tag gelegen hatte.

An Deck war der Rudergänger der Einzige, der sich bewegte. Alle anderen lagen schlafend oder vor sich hinbrütend da. Ich stieg zu dem Rudergänger hinauf, einem alten Matrosen mit lederner Haut. Da er bei der Windstille absolut nichts zu tun hatte, hoffte ich, mit ihm ein paar Worte wechseln zu können. Aber auf meinen Gruß knurrte er so mürrisch, dass ich den Versuch aufgab, mich an die Reling stellte und auf das Meer hinaussah.

Gerade versank der glutrote Ball der Sonne hinter dem Horizont. Nun habe ich das Bild schon so oft beobachtet und ich weiß, wie es zustande kommt, und doch fasziniert es mich jedesmal aufs neue. Irgendwo in mir – unkontrolliert von meinen Gedanken – wundere ich mich jedesmal, dass das Meer nicht dampfend und zischend aufspritzt, wenn die riesige Feuerkugel eintaucht. Gefesselt gab ich mich dem Schauspiel hin. Und dabei hatte ich das Gefühl, Qual und Langeweile

dieses Tages ohne Höhepunkte, ohne Freude, habe sich gelohnt, weil er am Ende dieses Wunder zustande gebracht hatte.

Als nur noch ein kleiner Teil des Sonnenballs zu sehen war, zog eine Bewegung unter den Seeleuten meine Aufmerksamkeit auf sich. Ich beobachtete, wie der Herrnhuter zwischen den müde daliegenden Seeleuten hindurchging und hier und da auf eine Frage kurz Antwort gab. Verstehen konnte ich nichts. Schließlich kam er aufs Achterdeck herauf, wo er, wie es mir schien, sich irgendwo hinsetzen und allein sein wollte. Als er mich sah, zögerte er einen Augenblick, kam dann aber auf mich zu und stellte sich neben mich.

»Einer der jungen Leute ist schwer krank«, sagte er, ohne meine Frage abzuwarten. »Der Kapitän hat mich gebeten, nach ihm zu sehen und ihn zu versorgen. Er fiebert und ringt nach Luft. Ihr versteht wohl auch nichts von Medizin?«

»Nein, kein bisschen.«

Er sah mich an, aber so, als schaute er durch mich hindurch, abwesend mit seinen Gedanken. »Könnt Ihr beten?«, fragte er dann.

Ich war etwas verwirrt über diese Frage. »Ja – ja, das Vaterunser. Wir gingen mit unserer Familie regelmäßig zur Kirche.« Nachdem ich das gesagt hatte, schämte ich mich etwas. Es war klar, dass er nicht wissen wollte, ob ich religiös war, sondern ob ich ihm betend eine Last tragen helfen konnte, die ihn bedrückte. Aber ich wusste nicht, ob ich ihm positiv antworten könnte und so schwieg ich.

Nach einer Weile begann er erneut: »Zwei weitere Seeleute fühlen sich auch bereits unwohl.«

Plötzlich wusste ich, was er fürchtete. »Ihr meint, das könnten Zeichen einer beginnenden Seuche sein?« Er nickte nur.

Mir fuhr siedendheiß das Blut in den Kopf. Eine Seuche an Bord, die Pest vielleicht! Dann waren wir alle in Gefahr! Und das bei dieser Flaute, die uns zwang, in der Hitze tatenlos zu warten, bis es uns am Ende auch erwischte!

Ich hatte mich straff aufgerichtet und wollte etwas sagen. Er aber machte eine dämpfende Bewegung mit der Hand. »Lasst niemanden etwas von meiner Vermutung wissen, Herr Linz. Es kann ja vielleicht ganz harmlos sein. Morgen werden wir mehr wissen. Ich habe davon mit Absicht niemandem etwas gesagt, um keine unnötige Furcht zu erregen. Auch dem Kapitän habe ich meinen Verdacht noch nicht mitgeteilt. Aber ich werde es wohl bald tun müssen.«

Einige Minuten lang hingen wir unseren Gedanken nach. Dann unterbrach ich die Stille. »Wie gesagt, von Medizin verstehe ich gar nichts. Aber wenn ich sonst irgendwie helfen kann ... Oder warum habt Ihr mich ins Vertrauen gezogen?«

»Ihr könnt mir nicht helfen, Herr. Ich würde Euch offen darum bitten, wenn es so wäre. Ich wollte nur mit jemandem darüber sprechen. Und Ihr seid einer der wenigen an Bord, die mich nicht für eine Witzfigur ansehen.«

»Lachen sie Euch alle ans, wegen Eures Glaubenseifers?«

»Ja. Aber ich will nicht darüber klagen. Dazu bin ich ja da, das Evangelium zu bezeugen. Es wäre törricht, zu meinen, ich könnte es den Negersklaven in Westindien bringen, während ich es hier unter den Menschen aus Europa, die zumeist sogar einer Kirche angehören, ängstlich verschweige. Ich nehme auch niemandem seinen Spott übel. Sagt doch schon der Apostel Paulus, dass das Wort vom Kreuz denen eine Torheit ist, die verlorengehen. Und haben die Gottlo-

sen sogar den Heiland selbst verspottet. Nein, ich bin den Seeleuten deswegen nicht gram. Aber so ernste Dinge wie die Gefahr einer Pest kann ich mit keinem von ihnen besprechen. Der Herr mag mir verzeihen, wenn ich Unterschiede zwischen den Menschen mache.«

Ich hatte, während er so mit mir sprach, ein merkwürdiges Empfinden, das ich nur schwer beschreiben kann. Einerseits berührte mich sein frommes Reden peinlich, andererseits aber zogen mich seine Gradheit und Offenheit stark an.

Merkwürdig auch, dass dieses widersprüchliche Empfinden so stark war, dass es die Gedanken an die drohende Gefahr für einige Augenblicke verdrängte.

»Der Herr wird mir auch verzeihen«, fuhr der hagere Mann bedächtig fort, »dass es mir nicht genug war, meine Sorgen bei ihm abzuladen, sondern dass ich mich noch mit einem Menschen besprechen musste. Mein Glaube ist wohl nicht so groß wie der des Apostels Paulus, der noch anderen Mut zusprechen und gute Ratschläge geben konnte, als das Schiff, auf dem er gefangen war, in Seenot geriet.«

Dann sah er mich direkt an. »Ihr seid schon manches Mal auf einem Schiff gefahren, Herr Linz, und könnt Euch sicher noch besser ausmalen als ich, was es bedeutet, eine Seuche an Bord zu haben. Wenn Ihr könnt, betet, dass wir alle unser Ziel erreichen. Wenn es Gottes Wille ist, wird er das Gebet erhören.«

Dann drehte er sich um und ging. An der Stiege, die zum Mitteldeck hinab führte, wandte er sich mir noch einmal zu und lächelte freundlich.

Zunächst blieb in meinen Überlegungen der letzte Satz haften. Ich fand es widersinnig, für etwas zu beten mit dem Zusatz: wenn es Gottes Wille ist. Wenn man glaubte, dass etwas sowieso in Gottes Willen be-



schlossen lag, was hatte Beten dann noch für einen Sinn? Trotzdem hatte ich den Wunsch, wie dieser Mann beten zu können.

Doch dann stieg durch all diese Gedanken hindurch das Bewusstsein der drohenden Gefahr wie eine schwarze Wolke in mir auf.

Pest auf dem Schiff! Wie entsetzlich musste es sein, wehrlos dem Zufall ausgeliefert zu sein, ob es einen nun treffen oder noch einmal an einem vorübergehen würde. Und es gab gar keine Möglichkeit, sich dagegen zu schützen!

Ich hatte Angst. Und je mehr ich mir ausmalte, was noch geschehen konnte, desto größer wurde sie. Ich wollte nicht sterben! Nein, jetzt noch nicht! Ich war noch jung und hatte gerade erst angefangen, mich auf das Leben einzustellen. Ich war mit dem Leben noch nicht fertig. Ja, ehe ich recht wusste, was das eigentlich war, sollte ich es wieder hergeben – ehe ich überhaupt angefangen hatte, mir darüber Gedanken zu machen. Nein, nein!

Ich merkte erst nach einiger Zeit, dass ich die Reling so fest umklammert hielt, dass die Knöchel weiß wurden, als könnte ich mich hier vor dem Hinabsinken in den qualvollen Tod retten. Innerlich aufgewühlt ging ich auf und ab. Ich wollte mich beherrschen, wollte dem Rudergänger nicht auffallen, der ab und an zu mir herübersah, aber ich konnte es einfach nicht.

Erst als es so dunkel geworden war, dass nur noch der klare Sternhimmel eine Orientierung ermöglichte, hatte ich mich soweit in der Gewalt, dass ich hinabsteigen und in die Kajüte zurückkehren konnte.

Die anderen schliefen offenbar bereits, jedenfalls rührten sie sich nicht. Ich legte mich in meine Kojе und versuchte einzuschlafen, was aber nicht gelang. Stundenlang lag ich wach und wälzte mich hin und

her, mal halb eindämmernd, bis mich entsetzliche Visionen von einem Schiff voll schwarzer Leichen aufschreckten, dann wieder nüchtern überlegend, was gegen die Gefahr einer Pest zu tun sei. Aber solche Überlegungen brachten natürlich kein Ergebnis.

Das rücksichtslose Gepolter und laute Reden meiner Mitreisenden weckte mich, als die Sonne schon aufgegangen war. Ich musste wohl erst gegen Morgen eingeschlafen sein.

Noch ehe ich mich angekleidet hatte, brachte der Herrnhuter das Frühstück. Aus dem Blick, mit dem er mich dabei ansah, merkte ich, dass die Nacht keine Besserung für den Schwerkranken und damit für uns alle gebracht haben konnte. Er sagte aber nichts, sondern wünschte nur eine gesegnete Mahlzeit und ging.

Mir war der Appetit ziemlich vergangen, aber auch die drei anderen stocherten lustlos in ihrem Essen herum. Trotz der frühen Stunde war es schon wieder drückend heiß. Die Nacht hatte kaum Abkühlung gebracht. Wir ließen das Frühstück fast unberührt stehen und gaben uns wieder unseren Beschäftigungen hin – Karten spielen, dösen, ab und zu ein paar Worte wechseln.

Es war irgendwann im Laufe des Vormittags, als die Schiffsglocke alle aus ihrer Lethargie riss. »Alle Mann an Deck« wurde gerufen. Der Steuermann trat bei uns ein und richtete uns aus, der Kapitän bäte darum, dass auch wir an der Zusammenkunft teilnahmen.

Wir brauchten unsere Kajüte nicht zu verlassen, sondern nur die Tür zu öffnen. Die Seeleute sammelten sich mitschiffs, der Kapitän war einige Stufen zum Achterdeck emporgestiegen und wollte offenbar zu allen sprechen. Zunächst wartete er, bis sich alle seine Männer versammelt hatten.

Abenteuerliche Gestalten waren es, die da vor uns

standen oder hockten. Alles kräftige Leute. Aber das war wohl so ziemlich das Einzige, was sie gemeinsam hatten. Unter ihnen waren wilde Gesellen mit stechenden Augen, gutmütige Seebären, riesige Kerle wie Schränke und kleine, aber zähe und wieselflinke Leute. Und dann das Äußere: ausgediente Uniformen, Fischerzeug oder völlig undefinierbare Lumpen. Einer hatte sogar einen echten türkischen Turban auf dem Kopf. Auf was für verschlungenen Wegen der in den Besitz dieses Matrosen gekommen sein mochte, ist mir bis heute unklar.

Nun schien sich alles versammelt zu haben und der Kapitän begann zu sprechen.

»Meine Herren« – das waren wir, denn er sah bei dieser Anrede zu uns herüber – »Männer, ich habe etwas mitzuteilen, das für uns alle von großer Bedeutung ist. Um allen falschen Gerüchten vorzubeugen und von Anfang an klarzumachen, wie es weitergehen wird, habe ich euch alle zusammengerufen.«

Also doch, dachte ich. Jetzt sagt er 's. Jetzt ist sicher, dass die Krankheit der drei Leute uns alle in Gefahr bringt.

Ich sah mich um. Alle blickten gespannt auf den Kapitän. Offenbar war ich bis jetzt noch der Einzige außer dem Herrnhuter, der Bescheid wusste.

»Ihr habt wahrscheinlich mitbekommen«, fuhr der Kapitän fort, »dass van Ryck gestern schwer krank war. Zwei weitere sind dazugekommen. Heute Morgen geht es ihnen schlechter. Es besteht Verdacht, dass sie die Pest haben.«

Für Augenblicke war es so still, dass man das leise Plätschern der kleinen Wellen außen am Schiffsrumpf hören konnte. Dann aber brach ein Tumult los. Es wurde gerufen und geflucht, geweint und gebetet, geschrien und beraten. Dann rief der Kapitän mit Don-

nerstimme: »Ruhe!« Allmählich kehrte gelähmte, gedrückte Stille ein.

»Wenn wir jetzt in Panik verfallen, wird alles nur noch schlimmer. Darum richtet euch genau nach meinen Anweisungen. Das vordere Logis wird nicht mehr betreten. Dort liegen die Kranken. Wer dort noch Sachen hat, soll sie liegen lassen und sich anders behelfen. »Diese Landratte« – er zeigte auf den Missionar, der unauffällig an der Seite gestanden hatte, »wird die Kranken pflegen, er hat es bis jetzt auch schon getan.«

Plötzlich drückten sich alle zur Seite, die eben noch neben ihm gestanden hatten, bis auf einen ihnen ungefährlich erscheinenden Abstand. Der Herrnhuter tat, als merkte er es nicht.

»Und noch etwas: mit dem Faulenzen ist es jetzt vorbei. Es ist wichtig, dass wir jetzt so bald wie möglich zu einem Hafen kommen, wo es einen Arzt und Medikamente gibt. Wenn uns der Wind im Stich lässt, müssen wir selber nachhelfen. Das Beiboot wird ausgesetzt und gerudert. Der Steuermann teilt die Wachen ein. Je zwölf Mann ins Boot, zwei Stunden. Dann kommen die nächsten dran. Auch nachts. Alles klar?«

Unter den Leuten wurde gemurrt. Endlich wagte einer, die Missstimmung vorzutragen: »Käpt'n, das ist aber eine elende Plackerei bei der Hitze. Können wir nicht nur nachts rudern?«

»Nein, auch am Tag!«

»Käpt'n, das nützt gar nichts, da machen wir doch kaum Fahrt!« Jemand anderes rief von hinten: »Warum noch schufteten, wenn wir sowieso verrecken?«

»Ruhe!«, brüllte der Kapitän. »Wer etwas zu fragen hat, der soll fragen. Aber zum Disputieren bin ich nicht aufgelegt. Ist jetzt alles klar?«

Kein Echo kam.

»Dann geht an eure Arbeit!«

Die Menge sammelte sich um den Steuermann, der die Rudermannschaften einteilen sollte.

Der Kapitän kam zu uns herüber. Jetzt erst wurde meine Aufmerksamkeit auf meine Mitreisenden gelenkt. Keiner von ihnen hatte etwas auf die Nachricht gesagt. Veit stand an einer Luke und sah hinaus, Weißgerber saß auf seiner Koje und vergrub sein Gesicht in den Händen und Oertzen ging unruhig, mühsam beherrscht, auf und ab.

Keiner nahm zunächst den Kapitän zur Kenntnis, als dieser eintrat.

»Es tut mir leid, meine Herren, dass ich Euch nicht vorher, sondern zusammen mit der Mannschaft informiert habe. Aber es war Eile geboten.«

Keiner gab Antwort. Was sollte man da auch sagen? Wann und wie wir von der Gefahr erfuhren, war wohl auch egal.

Als das lange Schweigen peinlich wurde, fragte ich: »Glaubt Ihr, Kapitän, dass sich die Seuche eingrenzen lässt?« »Das ist nicht sehr wahrscheinlich. Die drei Kranken haben ja unter den anderen gelebt. Sicher ist die Krankheit schon auf den einen oder anderen übergesprungen. Ich sage das ganz offen ...«

»Wie weit sind wir denn vom nächsten Hafen entfernt?«, fragte Veit.

»Eine gute Woche brauchen wir mindestens noch nach San Domingo und das unter günstigen Voraussetzungen. Wenn die Flaute weiter anhält ... Aber wenn wir dort sind, dann sind wir noch lange nicht gerettet. Wir müssen draußen auf offener See unter Quarantäne bleiben. Nur können wir dort besser medizinisch versorgt werden.«

»Meint Ihr, dass das da einen Sinn hat?«, fragte Veit und deutete zur Luke hinaus auf das Boot, das gerade zu Wasser gelassen wurde.

»Einen Sinn hat es« erwiderte der Kapitän, »aber einen anderen, als Ihr denkt, Herr Veit. Ich will ehrlich sein. Der Hauptzweck ist der, die Leute zu beschäftigen, damit sie nicht auf dumme Gedanken kommen. Aber nicht nur das. Es gibt manchmal Gebiete, wo für lange Zeit kein Wind weht. Wenn man in solch einem Loch drinsteckt, kann es Wochen dauern, ehe man wieder segeln kann. Ein paar Tage rudern kann da unter Umständen heraushelfen.«

Niemand sagte oder fragte noch etwas. Nach einigen Augenblicken wandte sich der Kapitän zur Tür.

Plötzlich fuhr Oertzen herum und rief, schrie fast: »Ich will hier bleiben! Allein mit den dreien!«

Wir erschrakten. Oertzen war ja immer sehr impulsiv, aber einen so heftigen Ausbruch hatten wir bei ihm noch nie erlebt.

»Was meint Ihr, Herr Oertzen?«, fragte ihn der Kapitän ganz ruhig.

Es sprudelte nur so aus dem Mann heraus. »Wir haben ein Recht darauf! Wir wollen nicht mit der Mannschaft in Berührung kommen! Nur so haben wir eine Chance, zu überleben. Und wir wollen überleben, ich jedenfalls! Meint Ihr etwa, ich ließe mir in Zukunft noch von dem Mann da, dieser Hopfenstange, das Essen bringen, der vorher unten in dem Pestloch war? Und auch kein anderer soll diese Kajüte betreten. Wir verlangen, dass Wasser und Nahrungsmittel hier heringeschafft werden, ehe alles verdorben ist! Jetzt sofort! Dann versorgen wir uns selbst! Los, los, gebt den Befehl! Schnell doch!«

»Einen Moment, Herr Oertzen, so einfach geht das nicht. Ich muss –«

»Warum soll das nicht gehen? Natürlich geht das! Und wir haben ein Recht darauf!«

»Ich sage ja nicht, dass ich es nicht möglich machen

wollte. Ihr könnt Euch meiner wegen hier einschließen. Aber zuerst müssen wir doch mal die anderen Fahrgäste fragen, ob sie damit einverstanden sind.«

»Warum sollten sie denn nicht ...« Heftig redeten sie aufeinander ein, meistens beide zugleich. Oertzen wurde immer hitziger, je länger der Streit dauerte. Schließlich trat Veit dazwischen.

»Ruhe mal jetzt! Oertzen, nun halt doch mal den Mund! Wir stimmen ab. Wer ist dafür, dass wir uns hier abriegeln? Du, Weißgerber?«

Der nickte nur. Ich wartete die Frage nicht ab, sondern sagte gleich »Ich auch!« Der Plan war gut, fand ich. So konnten wir unsere Chance, ohne Ansteckung durchzukommen, wesentlich vergrößern.

»Ich bin auch einverstanden«, sagte Veit ruhig, und zum Kapitän gewandt: »Einstimmig, Herr Kapitän. Ihr seht, wir sind alle dafür.«

Der blickte schweigend in die Runde. Jedem sah er in die Augen. Als sein Blick auf mir ruhte, schien es mir, als läge Trauer darin. Ich fand das merkwürdig, war doch unser Plan nur dazu angetan, unsere Situation zu verbessern. Schaden konnte er niemandem.

»Es ist gut«, sagte der Kapitän dann ruhig, fast resignierend. »Ich werde das veranlassen«, und ging.

Oertzen schlug Veit auf die Schulter. »Ha!«, rief er lachend, der eben noch niedergedrückt war. »Wäre ja gelacht, wenn wir das Schicksal nicht zwingen würden!«

»Sag so etwas nicht, Oertzen.«

»Warum soll ich das nicht sagen?«

Weißgerber unterbrach: »Kommt, fasst an! Wir müssen das Gepäck anders stapeln, um Platz für die Fässer und Proviantkisten zu bekommen.«

Wir langten alle vier zu. Schon kurz darauf kamen einige der Seeleute und brachten Kisten mit Schiffszwieback, Dörrfleisch und dergleichen.

Der erste, der seine Kiste hereintragen wollte, wurde von Oertzen angebrüllt: »Bleib stehen! Stell sie da hin!«

Wir holten alles herein und versuchten, es zu verstauen. Dass die Kajüte dadurch enger wurde, machte uns nichts aus.

Schließlich brachten uns die Matrosen mürrisch noch zwei Wasserfässer, dazu Tæue zum Festzurren. Wir wollten hier ja auch noch drin bleiben, wenn die Flaute zu Ende war. Der Kapitän ließ sich während der ganzen Zeit nicht mehr sehen, was uns erstaunte und ein wenig ärgerte.

Wir brauchten eine Weile, um alles aufzustellen und mit den Tauen zu sichern. Dann merkten wir, dass nichts mehr gebracht wurde. Ich fing an zu rechnen, wie lange dieser Vorrat wohl reichen würde, aber Oertzen machte sich offenbar gar nicht die Mühe, genau zu überlegen. Sein Arbeitseifer schlug wieder in Wut um. »Was, soll das etwa alles sein? Wollen die uns hungern? Da muss noch viel mehr her! Kommt, wir holen es uns!«

Er stürmte hinaus. Wir anderen drei hinterher. Veit zuerst, dann ich, und Weißgerber nur sehr zögernd. Ich muss gestehen, dass ich mir über die Tragweite dessen, was ich hier tat, gar keine Rechenschaft gab. Wir widersetzten uns dem, was der Kapitän angeordnet hatte. Das konnte man zwar nicht Meuterei nennen, weil wir ja nicht seinem Befehl unterstanden. Aber wir untergruben seine Autorität, indem wir uns einfach nahmen, worauf wir Anspruch zu haben meinten.

Doch wie gesagt, wir dachten gar nicht darüber nach. Jeder nahm eine Kiste aus dem Raum im unteren Deck, in dem der Proviant aufbewahrt wurde, und trug sie die Treppe hinauf in unsere Kajüte.



Zuerst sahen uns die Seeleute verblüfft zu, dann aber fingen sie an zu schimpfen und einer rannte zur Kajüte des Kapitäns und rief ihn heraus.

Gerade hatten wir unsere Packen abgelegt und waren im Begriff, noch einmal auszuschwärmen, da stellte sich uns der Kapitän in den Weg.

»Meine Herren, das geht nicht! Der Proviant ist genau eingeteilt. Ich habe Euch bringen lassen, was Euch zusteht. Mehr kann ich nicht genehmigen!« Er sah zornig aus, seine Augen blitzten und er schien entschlossen, sich durchzusetzen.

Erst jetzt kam mir zum Bewusstsein, was ich tat. Ich hatte den Kapitän, von dem ich so große Stücke hielt und dem ich als Einzigem Vertrauen entgegengebracht hatte, verraten und mich auf die Seite dieser Leute geschlagen, denen ich anfangs so reserviert gegenüberstand. Vor allem: Ich hatte Moral und Recht verlassen und in räuberischer Weise meinen eigenen Vorteil gesucht.

Ich schämte mich. »Kommt, wir haben genug«, versuchte ich die anderen zurückzuhalten. Weißgerber schien mir beizupflichten, wie ich aus seinem Zögern entnahm, aber er sagte nichts.

Oertzen aber versuchte, den Kapitän, der wie ein Baum vor ihm stand, zur Seite zu schieben. »Wasser brauchen wir noch!«, keuchte er, noch außer Atem von dem Schleppen der Kisten. »Mindestens ein Fass. Bei dieser Hitze brauchen wir Wasser. Lasst mich durch!«

Veit war schon am Kapitän vorbei. Als der sich nach ihm umdrehte, nutzte Oertzen die Gelegenheit, huschte auch schnell vorbei und eilte nach vorn, wo die Wasserfässer lagerten. Der Seebär war über diese Dreistigkeit so verblüfft, dass er einen Moment stehen blieb. Dann rannte er unter den Augen der erregt zuschauenden Besatzung den beiden nach.

Die hatten inzwischen eins der Fässer aus seiner Halterung gelöst und rollten es bis zu einigen Stufen, die zu überwinden waren.

»Ich gebe Euch als Kapitän dieses Schiffes den Befehl, das Fass liegenzulassen!«

»Ihr habt uns nichts zu befehlen. Komm, Veit, hilf mir, heb' es mir auf die Schultern!«

»Seid vernünftig, Herr Oertzen, beugt Euch den Anordnungen!«

Die beiden taten, als hörten sie ihn nicht, als sei er gar nicht da. Veit half Oertzen, das schwere Fass zu heben und auf die Schultern zu laden.

Da konnte der Kapitän nicht anders, als gewaltsam zu verhindern, dass ihm die Beherrschung der Situation vollends entglitt. Es ging alles blitzschnell. Er trat heran und drückte Veit beiseite. Der aber wehrte sich. Als Veit das Fass losließ, das Oertzen noch nicht sicher hatte und das ihm wohl auch zu schwer war – er musste sich in seinem Eifer verschätzt haben –, stürzte das Wasserfass herunter und traf auf den Fuß des Kapitäns. Sein Aufschrei mischte sich in das Krachen des Fasses, das dabei zerbarst und seinen so kostbaren Inhalt über die Decksplanken ergoss.

Wir sprangen alle herzu. Der Kapitän war zu Boden gesunken und keuchte vor Schmerzen. Man sah, wie er die Zähne zusammenbiss, um nicht laut aufschreien zu müssen. Der Steuermann riss das Hosenbein auf und zog vorsichtig den Schuh aus. Der rechte Fuß war entsetzlich zerquetscht. Man sah unter dem Strom von Blut, dass er merklich verformt war. Offenbar mussten Knochen gesplittert sein.

Alle redeten durcheinander. Die Seeleute machten mit lautem Rufen und Fäusteschütteln ihrer Empörung Luft. Der Steuermann rief nach Verbandszeug und zwischendrin versuchte Veit, sich verständlich zu

machen. »Es war ein Unfall, Kapitän. Es war keine Absicht, das habt Ihr doch gesehen. Es war ein Unfall!«

Mehrere Leute hoben den Verletzten vorsichtig auf und trugen ihn in seine Kajüte. Als sich hinter ihnen die Tür schloss, wandte sich die allgemeine Aufmerksamkeit wieder den Verursachern zu – das heißt, dem einen von ihnen. Nur Veit stand noch in ihrer Mitte, offensichtlich selbst betroffen von dem, was da passiert war.

Die Seeleute packten und schüttelten ihn, fluchten und schimpften auf ihn ein und brachten sich dabei immer mehr in Erregung. Mir kroch Angst den Nacken hinauf und unwillkürlich zog ich mich etwas zurück. Es fehlte nicht mehr viel und sie würden den Alten zusammenschlagen. Es war eine turbulente und zugleich schauerliche Szene. Ich versuchte zu überlegen, was hier zu tun sei, aber vor Angst und Erregung brachte ich keinen vernünftigen Gedanken zustande.

Plötzlich schrie jemand über den Tumult hin: »Weg da!« Es war Oertzen.

Er stand etwa in der Mitte zwischen unserer Kajütentür und der Menschengruppe und hatte zwei Pistolen in den Händen.

Ich traute meinen Augen kaum. Er musste in dem allgemeinen Durcheinander in die Kajüte gerannt sein und die Waffen, von deren Vorhandensein wir nichts gewusst hatten, aus seinem Gepäck geholt haben.

Augenblicklich hörte der wütende Lärm auf und die Seeleute ließen von Veit ab.

»Zur Seite!«

Langsam kam Oertzen mit den erhobenen Pistolen näher und die Matrosen wichen auseinander.

»Weißgerber, du bist kräftig genug. Hol ein anderes Fass!« Der Angeredete hatte unweit von mir gestanden und ging nun, nicht zögernd, aber auch nicht has-

tig, nach vorn. Ob er es aus eignen Antrieb tat oder weil er sich vor den Waffen fürchtete, konnte ich nicht ausmachen. Unter den Augen der gesamten eingeschüchterten Mannschaft löste er ein neues Fass, rollte es bis zu dem Absatz, wuchtete es über die Stufen und wälzte es bis in unsere Kajüte.

Oertzen winkte wortlos mit einer seiner Pistolen zu Veit und zu mir herüber. Wir eilten zu unserer Tür, Oertzen folgte rückwärts, die anderen im Auge behaltend. Als er in der Kajüte war, warf Veit die Tür zu und verriegelte sie.

Wir sahen uns schweigend an.

Unsere Stimmung ist schwer zu beschreiben. Befreiung einerseits, Beklemmung andererseits. Wir hatten uns nun in Sicherheit gebracht vor der Wut, möglicherweise der Selbstjustiz der wilden Burschen da draußen. Und wir hatten nun einigermaßen Schutz vor der Ansteckung mit der Pest. Aber dieser Sieg machte uns nicht froh. Worte des Triumphes blieben uns im Hals stecken.

Denn wir waren nun Gefangene. Wir konnten unseren engen Raum nicht mehr verlassen, bis wir in einem Hafen waren und die Quarantänezeit überstanden haben würden.

Und mit welchem Preis hatten wir uns diese relative Sicherheit erkaufte! Wir hatten uns alle zu Feinden gemacht, die Seeleute um einen Teil ihrer Vorräte betrogen, hatten Waffengebrauch angedroht und einen Schwerverletzten zurückgelassen. Und zu alledem war der Verletzte noch der Kapitän, der Einzige, der die prekäre Situation eines Schiffes in Flaute mit der Pest an Bord sicher in der Hand behalten konnte.

Oertzen legte seine Pistolen griffbereit neben sich aufs Bett. Wir setzten uns irgendwo hin und brüteten.

Nur Weißgerber ließ ab und zu einen leisen Fluch hören, sonst war alles still.

Oertzen setzte einige Male an, um die Stille zu unterbrechen, schwieg dann aber doch. Es war ihm wohl so, als wollten wir ihm unausgesprochen Vorwürfe machen wegen seines Handelns. Aber ich jedenfalls – auch wenn ich daran dachte, dass er den größten Anteil am Zustandekommen dieser Situation hatte – konnte ihm nicht eigentlich Vorwürfe machen. Wir waren alle beteiligt. Und es hatte ja auch sein Gutes, dass er entschlossen gehandelt hatte.

Endlich sagte der Hitzkopf: »Einer von euch kann die Pistole nehmen. Dann haben wir zwei, die Wache halten können.«

Niemand antwortete.

»Linz, du?«

»Nein, nein! Ich kann mit solchen Dingen nicht umgehen. Frage die beiden!«

»Weißgerber?«

Der schüttelte nur den Kopf.

»Ich auch nicht«, sagte Veit. »Verschone mich mit diesen Mordinstrumenten!«

Oertzen war wütend. »So, Mordinstrumente! Damit wollt ihr alle nichts zu tun haben! Aber froh seid ihr, dass sie da sind. Ich beschütze euch ja, da braucht ihr euch nicht die Finger schmutzig zu machen! Memmen seid ihr, Feiglinge!« Keiner machte Anstalten, auf diese Vorwürfe heftig zu reagieren.

Das beruhigte ihn offenbar wieder. Er merkte wohl auch, dass er sich uns nicht zu Feinden machen durfte. Ganz plötzlich nahm er wieder einen versöhnlichen Ton an.

»Na gut, ich behalte die Waffen. Wenn sich's einer noch anders überlegt, kann er's ja sagen. Ich hab' auch noch einen Säbel und ein Messer in meiner Kiste,

wenn's mal drauf ankommen sollte. Kommt, wir spielen Karten!«

»Keine Lust«, knurrte Weißgerber.

»Ich aber«, sagte Veit und setzte sich an den Tisch. Ich tat es ihm nach, wenn auch nicht gerade mit Begeisterung.

Oertzen holte die Karten und mischte.

»Wir müssen uns eben mit dieser Lage abfinden«, sagte er dabei. »Und so schlimm ist sie eigentlich gar nicht. Wir haben vorläufig alles, was wir brauchen. Zu essen, zu trinken, Betten zum Schlafen, Karten zur Unterhaltung. Und für weitere menschliche Bedürfnisse haben wir das Fenster da.«

Er hatte recht. An diese »menschlichen Bedürfnisse« hatten wir noch gar nicht gedacht. Aber die Luke war sicher groß genug dafür und bei dem Gedanken daran mussten wir plötzlich schmunzeln. Dann lachte einer auf, ein anderer fiel ein und nach einer Weile lachten wir alle vier laut. Immer gelöster und zugleich wüster wurde das Lachen, bis wir uns auf die Schenkel schlugen.

»Kommt, wir spielen darum, wer das Schauspiel zuerst vorführen muss«, prustete Oertzen und wieder bogen wir uns vor Lachen.

Ich kann mir heute wirklich nicht mehr erklären, wie diese Stimmungsumschwünge zustande kamen, die wir von da an in ähnlicher Weise noch manchmal erlebten. War es die Hitze? War es die Angst? War es die absurde Situation, in der wir steckten? Jedenfalls konnten wir von einem Augenblick zum anderen völlig anders denken und fühlen, vom Streit zum Lachen umschwenken, von gelöster Fröhlichkeit in gedrücktes Schweigen fallen, von der Resignation in wüstes Fluchen ausbrechen. Es war alles so anders, so verrückt – und dabei denke ich an die eigentliche Bedeu-

tung dieses Wortes. Wir dachten und empfanden und handelten ganz anders als unter normalen Umständen. Es war um uns und in uns alles so fremdartig, dass ich mich jetzt rückblickend kaum noch recht erinnern, geschweige denn es beschreiben kann.

Solch ein Stimmungswechsel war es auch, der uns gegen Abend dieses ereignisreichen Tages wieder in dumpfes Schweigen fallen ließ. Wir lagen auf unseren Kojen und schauten gegen die Deckenbalken. Nur Veit saß am Tisch und schrieb in sein allgegenwärtiges Tagebuch. Oertzen stand ab und zu auf und schaute durch die Spalten zwischen den Brettern der Tür, die uns einen begrenzten Überblick über das Deck erlaubten.

Draußen war wieder alles wie vorher. Offenbar hatten sich die Seeleute beruhigt. Das Wetter war auch nicht dazu angetan, dass man über längere Zeit einen temperamentvollen Zorn hätte wachhalten können. Die drückende Schwüle lähmte jede Erregung.

Alle zwei Stunden hörten und beobachteten wir durch die Seitenluken, wie eine Rudermannschaft völlig ermattet an Bord kletterte und eine andere in das Boot stieg. Von der Vorwärtsbewegung, die ihre Plackerei auslösen sollte, merkten wir nichts.

Von diesem Abend und der folgenden Nacht ist nichts weiter zu berichten. Wir schliefen kaum und wären schließlich über den Morgen froh gewesen, der der endlos scheinenden Nacht ein Ende machte, wenn wir nicht genau gewusst hätten, dass der Tag noch endloser werden und noch mehr Hitze bringen würde.

Oertzen, der wohl meinte, so eine Art Anführer zu sein, teilte jedem sein Frühstück zu: etwas Schiffszwieback und Wasser. Wir ließen ihn gewähren.

Während wir saßen und kauten, sprang Weißgerber plötzlich auf, wurde glühend rot im Gesicht, fluch-

te und warf wütend seinen Trinkbecher an die Wand. Wir waren erschrocken, da wir uns diesen Wutanfall nicht erklären konnten. Erst als er sich auf seine Koje warf und den Kopf unter dem Kissen vergrub, wussten wir, was das bedeuten sollte: das Schwein hatte wieder zu quieken angefangen. Wir hatten es kaum bemerkt, zumal ja unsere Tür jetzt geschlossen war und konnten uns seine Empfindlichkeit gegenüber diesem Geräusch überhaupt nicht erklären.

Dieser Beginn des Tages war so ganz dazu angetan, uns das letzte bisschen Lebensmut zu rauben, das in der Nacht zurückgekehrt war und mit dem wir diesen Tag zu bestehen gedachten. Oertzen war denn auch ärgerlich über den wütenden Weißgerber, schimpfte ihn einen blöden Hund und hätte sich wohl am liebsten mit ihm geprügelt, wenn er nicht zu viel Respekt vor der Körpergröße des Elsässers gehabt hätte.

Die Stunden schlichen dahin wie sonst Tage. Wir alle hatten der Hitze wegen nur das Nötigste an. Alle unsere Kleider waren inzwischen verschwitzt und man kann sich denken, dass wir uns darin nicht mehr wohl fühlten. Ab und zu fuhren wir uns mit einem wassergetränkten Lappen über das Gesicht, ohne dass uns das aber Kühlung verschaffte, denn das Trinkwasser hatte längst die Temperatur der Umgebung angenommen. Außerdem wachte Oertzen streng darüber, dass der Lappen nur einmal befeuchtet wurde. Das sollte für den ganzen Tag vorhalten. Natürlich hatte er Recht. Mit dem Wasser musste sparsam umgegangen werden.

So lagen wir denn wieder untätig da, schwitzten und litten. Manchmal dachte ich an die Männer, die da vorn im Boot jetzt zu rudern hatten. Hoffentlich treibt man sie nicht zu sehr an, wenn es doch nur ihrer Beschäftigung dienen soll, musste ich denken. Wie mochte es wohl dem Kapitän ergehen?



Ich erhob mich mühsam und schaute durch die Spalten auf das Deck hinaus. Dort war alles still. Von den Ruderern konnte man von hier aus nichts sehen und sonst schien keine Bewegung auf dem Schiff zu sein. Ein paar der Matrosen konnte ich erkennen. Sie lagen im Schatten von irgendwelchen Gegenständen und rührten sich nicht. Beängstigendes Schweigen lag über dem allen. Es war, als hätte die Pest bereits alles Leben auf dem Schiff ausgelöscht.

Ich schauderte. Wie eine Ahnung des kommenden Todes hauchte mich das absolute Schweigen durch die Schlitze unseres Verschlages an. Angst griff nach mir. Am liebsten hätte ich geschrien: Habt ihr euch schon abgefunden mit dem Unvermeidlichen? Müsst ihr schon proben, wie es sein wird, wenn euch der schleichende Tod dort hingeworfen haben wird? Es schüttele mich. Und plötzlich war mir, als ob ich fröre.

Frieren bei dieser Sonnenglut? Hatte ich Fieber? War ich etwa schon angesteckt von der tödlichen Krankheit? Aber nein, das war wohl nur die Angst, die Beklemmung.

»Lasst uns spielen«, sagte ich laut, so dass meine Stimme schneidend in das brütende Schweigen fuhr.

»Du hast noch nie damit angefangen«, lallte Veit mehr als dass er sprach.

»Jetzt fange ich aber damit an. Ich will etwas tun. Ich kann nicht mehr so untätig in diesem Gefängnis sitzen. Ich halte es bald nicht mehr aus!«

»Beruhige dich, Linz! Komm, wir spielen!«

Oertzen kam auch. Veit mischte die Karten und wir begannen – ich weiß nicht, zum wievielten Mal auf dieser Fahrt – die trägen Minuten mit stumpfsinnigem Spiel zu vertreiben.

Einige Zeit verging so – es ist mir nicht möglich, zu sagen, wie viel. Da fing das Schwein wieder an zu quie-

ken. Wir hörten – empfindlich geworden – sofort alle den schrillen Ton von dem armen Tier, das inzwischen unser aller Feind geworden war.

Keiner drehte sich zu Weißgerber um, aber aus den Augenwinkeln konnte ich beobachten, wie er gequält das Gesicht verzog.

Veit drehte sich auf einmal um und begann, mit Weißgerber etwas Harmloses zu reden, offensichtlich, um ihn abzulenken und das Quietschen zu übertönen. »Wenn wir jetzt einen Schluck Burgunder hätten, was, Weißgerber? Tief aus einem kühlen Keller.«

Ich wollte ihn unterstützen und ergänzte: »Oder etwas anderes Kaltes. Aber eiskalt müsste es sein. Eis müsste drin schwimmen.«

Weißgerber warf uns einen dankbaren Blick zu und redete auch los, damit keine Pause entstehen sollte: »Mit einem kühlen Bad wäre ich auch schon zufrieden. Wir hatten bei uns zu Hause einen Bach. Er war nur klein, aber wenn man ihn mit einem Damm aus Steinen und Erdreich aufstaute, konnte man darin baden. Als Kinder haben wir immer unseren Ehrgeiz darein gesetzt, möglichst früh im Jahr hineinzusteigen. Wer im Frühling als erster hineinging, galt im Ort als besonders mutig. Ich kann mich erinnern, dass ich einmal vor Ostern drin war. Ich bibberte vor Kälte und als ich nach Hause kam, hat mein Vater mich außerdem noch verprügelt. Aber ich war stolz wie ein König und wenn es nötig gewesen wäre, hätte ich es wieder gemacht. Mit einer Weidenrute vom Bach hat er mich verprügelt. Und dazu hat er gebrüllt: So, damit du wieder warm wirst!«

Er hatte immer lauter geredet und war glücklich, dass das Quietschen des Schweins nun nicht mehr zu hören war. Er wurde fast gelöst dabei. Wir anderen aber auch, vielleicht weil uns die Vorstellung eines

solchen Bades schon ein wenig Kühlung zu verschaffen schien.

»Da muss ich euch noch etwas erzählen«, schloss sich Oertzen an. »Wir haben unsere Ehre dareingesetzt, barfuß durch den Schnee zu laufen. Natürlich nur, wenn unsere Eltern nicht in der Nähe waren. Meine Schwester hat es damit am Tollsten getrieben. Ich glaube, sie wollte immer beweisen, dass sie genauso hart war wie ich. Einmal ist sie vom Wohnhaus bis zum Stall und wieder zurück gestapft. Der Schnee lag so hoch, dass er ihr bis an die Oberschenkel ging. Sie kam kaum vorwärts. Wir haben sie dann vor den Kamin gesetzt und lange abgerieben, bis sie wieder warm war.«

»Mensch, mit den Beinen im Schnee, das stelle ich mir herrlich vor«, stöhnte ich.

»Pass auf, das Lustigste kommt noch. Am Abend stand plötzlich unser Vater vor uns und fragte, was das für Abdrücke von nackten Kinderfüßen zwischen hier und dem Stall wären. Daran hatte natürlich niemand gedacht, dass die Spuren uns verraten mussten.«

Wir lachten laut. Kaum ließ das Gelächter nach, begann Veit etwas vom Winter in den Alpen zu erzählen. Es war, als dürfte keine Pause entstehen. Wegen des Schweines und überhaupt, weil es herrlich war, von Eis und Schnee, von Sturm und klirrender Kälte zu erzählen. Veit hielt uns einen langen Vortrag über die Lawinengefahr in den Bayerischen Bergen. Es war auch wirklich interessant, ich hatte davon noch nie Genaueres gehört. Als er fertig war, schloss ich mich an und berichtete von unseren Rutschpartien auf der zugefrorenen Weser.

Es war wunderbar, in diesen Erinnerungen zu schwelgen. Auch als das Gespräch langsam abflaute – das Schwein hatte sich anscheinend wieder beruhigt –,

hingen unsere Gedanken weiter den winterlichen Erlebnissen nach.

Ich dachte an zu Hause. Wie schön war es doch da! Schon oft war ich fort gewesen und hatte eigentlich noch nie das verspürt, was andere Heimweh nennen. Aber jetzt wusste ich plötzlich, was das sein musste. Und das, nachdem ich zu Beginn dieser Fahrt energischer denn je eine Lösung von der Welt meiner Kindheit als das Wichtigste für mich meinte erkannt zu haben.

Und noch etwas fiel mir ein, als das Gespräch weiter in mir nachklang, nachdem wir uns wieder schweigend auf unsere Kojen gelegt hatten: Es war dies das erste Mal gewesen, dass ich über meine Mitreisenden mehr erfahren hatte als ihre Namen. Auf eine merkwürdige Weise war ich überrascht, dass diese Männer auch eine Kindheit gehabt hatten und sich sogar gerne daran erinnerten. Auch wenn solche Gedanken Unsinn waren – ich fand, das passte gar nicht zu ihnen.

Gegen Abend wurde ich plötzlich aus meinen Gedanken aufgeschreckt, als jemand meinen Namen rief. Die Stimme kam von draußen. »Linz«, rief jemand, »seid Ihr da?« Ich erkannte die Stimme des Missionars.

»Bleibt ja draußen!«, rief Oertzen, völlig überflüssigerweise, denn die Tür war ja von innen verriegelt.

Ich sprang auf und sah durch unsere bewährten Spalten, dass er – bewusst Abstand haltend – vor der Tür stand.

»Ich bin hier!«

»Ich wollte Euch nur auf dem laufenden halten. Sicher interessiert es Euch doch, wie sich die Dinge entwickeln.«

»Natürlich, brennend interessiert uns das.«

Veit rief: »Erzählt!«

»Es ist ein weiterer Patient dazugekommen. Van

Dyck geht es beängstigend schlecht. Auch der Zustand der anderen beiden hat sich verschlimmert.«

»Was ist mit dem Kapitän?«

»Er hat furchtbare Schmerzen und kann natürlich nicht aufstehen, um auf dem Schiff nach dem Rechten zu sehen. Heute Mittag hat er angefangen, merkwürdig zu zittern. Wahrscheinlich kommt das von der Verletzung, die sich vielleicht entzündet hat oder ihm einfach die Kraft raubt, da der Körper in dieser Hitze ja sowieso kaum Widerstandskraft hat. Der Koch aber fürchtet, dass er das Fieber von der Pest hätte und will nicht mehr zu ihm hinein. Auch kein anderer traut sich zu ihm. Nur der Steuermann und der Bootsmaat reden mit ihm das Nötigste. So muss ich auch ihn pflegen. Der Herr gibt mir die Kraft dazu. Ihr seht also«, fügte er lächelnd hinzu, »ich habe genug zu tun und bin froh, dass ich Euch nicht mehr zu bedienen brauche.«

Ich konnte nicht anders, ich musste diesem seltsamen Mann Achtung entgegenbringen. Während alle anderen sich drückten, wo es nur ging, machte er sich ganz selbstverständlich an die Pflege der Pestkranken, obwohl ihn niemand dazu zwingen konnte. Dabei konnte er sogar lächeln. Und schließlich brachte er noch so viel Selbstüberwindung auf, uns so freundlich und hilfreich gegenüberzutreten, nachdem wir doch aller Feinde geworden waren.

»Habt Ihr den Kapitän mal gefragt, ob wir dem Ziel schon nähergekommen sind? Wie lange kann denn diese Windstille noch dauern?«

»Der Kapitän ist außerstande, sich damit zu befassen. Aber der Steuermann sagt, wir seien noch kaum vom Fleck gekommen. Und noch etwas: die Seeleute werden unruhig und wollen nicht mehr rudern. Einige sagen, sie müssten ja sowieso alle an der Pest sterben. Da wollten sie sich die letzten Tage noch so ange-

nehm wie möglich machen. Ich sprach heute mit zweien darüber. Natürlich nur auf Entfernung, denn keiner will mir zu nahe kommen. Statt sich auf die Ewigkeit vorzubereiten, wenn sie schon mit ihrem baldigen Ende rechnen, sehnen sie sich nur nach Rum und Frauen und führen gotteslästerliche Reden!«

Darauf musste ich nichts zu erwidern. Als der Herrnhuter keine Antwort bekam, fügte er noch hinzu: »Wenn ich Euch in irgendeiner Weise helfen kann, Herr Linz, dann sagt es nur.«

»Nein, danke, Herr Buchenau! Wir haben alles, was wir brauchen.«

»Na, dann gehe ich wieder.«

»Kommt gelegentlich noch einmal her, wenn Ihr Zeit habt.«

Er drehte sich um und entschwand aus meinem begrenzten Blickfeld.

Mit schweren Gedanken legte ich mich wieder hin. Die Pest griff also weiter um sich, die Mannschaft fing an zu murren, der Kapitän war machtlos – unsere Lage hatte sich in jeder Beziehung verschlechtert.

Noch Stunden nach Sonnenuntergang lag ich wach und schwitzte und grübelte. Auch die anderen schliefen nicht, wie ich aus ihren unruhigen Bewegungen schloss. Aber niemand sprach.

Erst sehr viel später – Mitternacht musste längst vorbei sein – schlief ich ein. Ich träumte Seltsames.

Es war mir, als verfolgten mich lauter wilde Gestalten. Eine hatte ein von der Pest schwarzes Gesicht, eine grinste mich aus einem Totenschädel an, eine hatte einen Turban auf dem Kopf. Die Gestalten rannten mir nach und waren immer nahe daran, mich einzuholen. Aber stets, wenn eine nach mir griff, konnte ich mich durch einen besonders kräftigen Sprung wieder von ihnen absetzen. Schließlich tauchte vor mir eine

Felswand auf, die unüberwindlich schien. Nun gab es keinen Ausweg mehr!

Doch – da war eine Höhle. Ich kroch rasch hinein. Die Gestalten verfolgten mich. Dabei machten sie aber den Fehler, nicht hintereinander, sondern zugleich durch die enge Öffnung zu schlüpfen. Da der Gang immer enger wurde, konnten sie nicht weiter, weil sie sich gegenseitig behinderten. Ich konnte aber auch nicht weiter, weil die Höhle zu eng wurde. Schon lag ich auf dem Bauch und konnte kaum den Kopf wenden. Zurück konnte ich auch nicht – ich saß gefangen. Jetzt griffen sie nach mir, ohne mich jedoch zu erreichen. Stets war eine Handspanne Abstand zwischen ihren knöchigen Händen und meinen Füßen.

Lange ging das so. Da hörte ich, wie sie ratschlagten. Sie wollten den Berg einreißen. Sie krochen an den Ausgang der Höhle und begannen hastig zu arbeiten. Dann hörte ich ihr Triumphgeschrei und kurz darauf einen lauten Krach, als stürzte der Berg zusammen – ich wachte auf.

Mit einem Sprung war ich aus dem Bett. Das Geschrei war anscheinend das Rufen einiger Leute von der Besatzung gewesen, die man auch jetzt laut auf dem Deck rumoren hörte, und das Krachen der Schuss einer Muskete.

Wir stürzten an die Tür und spähten hinaus. Oertzen drückte mir seinen Säbel in die Hand und ich nahm ihn ohne Widerrede. Er hielt seine zwei Pistolen bereit, Weißgerber ein langes Messer, wohl auch aus Oertzens Waffenarsenal.

Wegen der Dunkelheit konnte man kaum etwas erkennen. Nur die Sterne erhellten schwach die Szene. In ihrem Licht sahen wir Gestalten über das Deck huschen, hin und her, ohne dass uns der Sinn dessen klar wurde, was da geschah.

Rufe schallten durch das Dunkel: »Beeilt euch!«

»Hast du's?«

»Noch mehr!«

»Weg da!«

Weißgerber öffnete einen Spalt breit die Tür und streckte den Kopf hinaus. Gerade rannte ein Matrose vorbei. »He, was ist denn hier los?« Der Mann gab keine Antwort und war auch schon in der Dämmerung verschwunden.

Ein zweiter, den er ansprach, als er eine Kiste die Treppe vom Achterdeck herunter nach vorn schleppete, gab zur Antwort: »Zieh deinen Kopf wieder 'rein, Alter, sonst hast du ihn die längste Zeit zwischen den Schultern getragen!«

Von rechts, dort, wo die Tür zur Kapitänskajüte war, rief eine Stimme: »Mit wem redest du da?«

Dann kam der Mann herüber.

Wir erkannten ihn. Es war einer der jüngeren Matrosen namens Baarns, ein wüster, draufgängerischer Bursche von kräftiger, gedrungener Gestalt.

»Was ist hier los? Was macht ihr da?«, fragte Veit und öffnete die Tür etwas weiter, sodass wir nach draußen treten konnten.

»Wir folgen eurem Vorbild, mein Lieber! Sieh hier!« Er hielt uns einen langen Gegenstand entgegen, der wohl eine Muskete sein musste.

»Sechs Stück von diesen Dingen hatte der Käpt'n in seinem Schrank eingeschlossen. Aber ich wusste das!«, prahlte er.

»Die habt ihr euch geholt?«

»Wie du siehst!«

»Was sagt denn der Kapitän dazu?«

»Ha! Gewütet hat er. Aber das hat ihm nichts genützt.«

»Aber wozu das Ganze? Was habt ihr denn jetzt vor?«



Der Mann stellte sich breitbeinig vor uns auf, stemmte eine Faust in die Seite und erklärte herablassend: »Ich sage doch: Wir machen das Gleiche wie ihr! Denkst du, wir wollen hier verrecken? Wir sind vierzehn Leute aus unserem Logis. Noch keiner hat gehustet oder so etwas. Aber bei den anderen geht die Pest um. Wir verschanzen uns im Vorschiff. Wir nehmen uns auch ausreichend Wasser und Proviant mit. Vor allen Dingen Rum.«

»Seid ihr verrückt!«, keuchte Veit. »Das könnt ihr doch nicht machen! Das ist Meuterei!«

»Wir retten unser Leben, das ist alles. So wie ihr auch!«

»Bei uns ist das etwas anderes. Wir sind zahlende Fahrgäste und haben keine Verpflichtungen an Bord.«

»Dass ich nicht lache! Verpflichtungen! Ihr würdet wohl eure Pflicht tun, bis ihr tot umfallt, wie? Lieber sterben als die Aufgaben zu vernachlässigen? Da müssten wir ja verrückt sein!«

Ich mischte mich ein: »Aber wenn wieder Wind aufkommt und alle Gesunden fallen aus, wie sollen wir dann einen Hafen erreichen? Und wenn wir in einen Hafen kommen, werden sie euch wegen Meuterei vor Gericht stellen!«

»Das lasst mal unsere Sorge sein! Jedenfalls sind dann unsere Chancen größer, als wenn wir hier alle wie die Fliegen wegsterben. Lieber sterben wir nur wahrscheinlich durch den Strick, als sicher an der Pest.«

Von weiter vorn rief eine Stimme: »Wir sind fertig, Tim!«

»Also dann viel Spaß, meine Herren«, sagte Baarns ironisch und triumphierend. »Ihr bleibt hier achtern und wir im Vorschiff. Hoffentlich sehen wir uns nicht eher wieder, als bis wir an Land sind.«

Ich machte noch einen letzten, fast hoffnungslosen

Versuch, ihn zu überreden. »Wenn aber einer von euch auch schon die Pest in den Knochen hat, dann werdet ihr euch durch das enge Zusammenhocken noch viel eher anstecken, als wenn ihr im Freien wärt.«

»Dann passiert uns nicht Schlimmeres, als was uns sowieso passiert wäre. Und dann wollen wir unsere letzten Lebenstage nicht mit sinnlosem Rudern in der Hitze zubringen, sondern uns noch einmal alle richtig voll laufen lassen.«

»Habt ihr die anderen mit den Musketen in Schach gehalten?«, fragte Oertzen.

»Natürlich, die einen unten im Boot, den Rest unter Deck. Ein Kinderspiel. Weil es außer diesen sechs Musketen keine Waffen gibt, können sie uns auch nichts anhaben. Nur schade, dass der Steuermann das nicht begreifen wollte.«

»Was heißt das? Habt ihr ihn etwa ...«

»Natürlich! Habt ihr den Schuss nicht gehört vorhin? Er wollte dazwischen gehen, als ich die Dinger beim Kapitän aus dem Schrank holte. Nur zu spät. Der Alte hätte nicht um Hilfe schreien sollen, dann hätte er seinem Steuermann das Leben gerettet.«

»Mörder!«, schrie Veit. »Mörder!«

»Halt's Maul! Ihr habt wohl das Recht, uns Moral zu lehren?«

Aus der Dämmerung wurde wieder gerufen: »Tim, nun komm doch endlich!«

Der Matrose wandte sich zum Gehen. Dann sagte er noch: »Vielen Dank auch, dass ihr den Käpt'n kampfunfähig gemacht habt. Es wäre sonst sicher schwieriger gewesen. Wir werden euch in guter Erinnerung behalten!«

Dann verschwand er. Wir hörten, wie er weiter vorn rief: »Lasst sie herauf!« Dann herrschte Stille.

Da standen wir nun in der Dunkelheit vor unsrer

Kajütentür und wussten nicht, was wir von all dem halten sollten. Jedenfalls nichts Gutes. Für uns persönlich, so überlegte ich, hatte sich die Lage erneut in mancher Hinsicht verschlechtert. Die Besatzung war verringert und der Steuermann, der die Navigation und die Führung des Schiffes für den Kapitän übernommen hatte, war tot. Auf die Moral der übriggebliebenen Besatzung würde sich das Geschehene sicher auch nicht gerade förderlich auswirken. Alles konnte im Chaos enden.

Geräusche lenkten unsere Aufmerksamkeit wieder nach vorn. Die Seeleute hatten inzwischen gemerkt, dass sie nicht mehr von den Musketen bedroht waren. Die Ruderer aus dem Beiboot kamen an Bord und aus dem Einstieg zum unteren Deck kamen die hervor, die zur Stunde der Meuterei auf dem Schiff gewesen waren und nicht zu den Rebellen gehörten.

»Kommt schnell 'rein!«, rief Oertzen und zog uns, als wir noch einen Augenblick zögerten, in die Kajüte.

Dann beobachtete er, soweit das möglich war, das Deck, während wir drei anderen uns auf Kojen und Hocker setzten.

»Was machen wir jetzt?«, fragte Weißgerber.

»Nichts!«, gab Oertzen ihm zur Antwort. »Was sollten wir denn auch machen? Für uns bleibt alles beim Alten!«

»Nicht ganz«, erwiderte ich und gab meine Bedenken weiter.

Oertzen fragte: »Du bist doch der Einzige von uns, der schon mal auf einem Schiff gefahren ist, Linz. Wer muss denn den Befehl übernehmen, wenn Kapitän und Steuermann ausfallen?«

»Hm, auf größeren Schiffen gibt es mehrere Steuerleute. Aber hier? Ich kenne mich da auch nicht so aus. Wahrscheinlich der Maat.«

»Aber der Kapitän ist ja noch da«, gab Veit zu bedenken. »Er wird sicher vom Bett aus Befehle erteilen.«

Oertzen erinnerte an seinen Zustand, wie ihn der Missionar geschildert hatte und der ihm wohl kaum eine Führung des Schiffes ermöglichte.

So redeten wir hin und her und offenbar hatten die Leute draußen das gleiche Problem. Sie standen auf Deck herum, diskutierten heftig und kamen zu keinem Schluss. Anscheinend gingen einige immer wieder in die Kapitänskajüte, deren Tür wir aber nicht direkt beobachten konnten, und kamen wieder heraus, wenn sie Befehle empfangen hatten.

Erst als es langsam hell zu werden begann, schien Ruhe und Ordnung in das allgemeine Durcheinander zu kommen.

Wir setzten uns zum Frühstück an den Tisch. Es war sowieso keinem danach zumute, den verlorenen Schlaf nachzuholen.

Wieder stieg die Sonne erbarmungslos am Himmel höher und höher. Ihre ersten Strahlen kündigten uns erneut einen qualvoll heißen Tag an.

An Deck kam wieder einiges in Bewegung. Wir beobachteten durch unsere Gucklöcher und konnten bald feststellen, dass man sich für die Bestattung des erschossenen Steuermanns rüstete.

Alle Mann versammelten sich drüben an der Steuerbordseite. Dann wurde der in Segeltuch eingenähte Leichnam herausgetragen. Eine feierliche und zugleich qualvolle Stille lag über der Szene. Schließlich kam noch eine Gruppe in unser Blickfeld. Es waren einige Matrosen, die den kranken Kapitän herantrugen. Ab und zu konnten wir zwischen den Seeleuten hindurch einen Blick auf ihn werfen. Er sah sehr elend aus und konnte auch nicht auf dem gesunden Bein stehen, ohne rechts und links gestützt zu werden.

Jetzt hielt der Kapitän eine Ansprache. Normalerweise hätten wir bei der Windstille und bei dieser geringen Entfernung jedes Wort verstehen müssen, aber seine Stimme klang infolge seiner körperlichen Schwäche so kläglich, dass nur ab und zu ein paar Worte verständlich waren. Von Mördern sprach er, denen das Leben eines anderen nichts bedeute, wenn es um die eignen Interessen gehe. Von dem Steuermann, der treu seine Pflicht, ja mehr als diese getan hätte. Davon, dass nun in dieser Lage jeder der Anwesenden sein Bestes geben müsse, wenn man überleben wolle. Und dass das sicher auch im Sinne des Ermordeten sei. Dann forderte er den Herrnhuter Missionar auf, ein Gebet zu sprechen.

Ich fühlte mich gar nicht wohl beim Beobachten dieser Szene. Da standen diese redlichen Leute und trauerten um einen der ihren, verzweifelt mit dem Problem ringend, dem sie gegenüber gestellt waren. Und wir saßen hier in unserer Kajüte, abgeriegelt und gesichert, und wollten nichts mit ihnen zu tun haben. Ich kam mir furchtbar schäbig vor. Und plötzlich ging mir auf, warum der Kapitän so unwillig gewesen war, als wir unseren Plan fassten, uns hier einzuschließen: Er musste vorausgeahnt haben, was das für eine Wirkung bei seinen Leuten auslösen könnte. Die Ereignisse hatten ihm ja auch recht gegeben: Die 14 Leute waren durch uns angeregt worden, es genauso zu machen. Das hatte der Anführer jener Gruppe uns ja mehrmals gesagt.

Plötzlich erfasste mich eine unbändige Erregung. Ich wollte hier heraus! Ich wollte zu den anderen! Ich wollte dem Kapitän sagen, dass ich zu ihm halte!

Ohne recht zu überlegen, was ich tat, riss ich den Riegel zur Seite und wollte die Tür öffnen. Oertzen aber hatte den Fuß davor.

»Wo willst du hin?«

»Lass mich durch! Ich will da 'raus!«

»Du bist verrückt! Was willst du denn da draußen?«

»Weg da! Ich will 'raus! Lass mich!«

»Du weißt nicht, was du tust! Wenn du zu den anderen gehst, steckst du dich mit der Pest an! Dann lasse ich dich nicht mehr 'rein!«

»Das ist mir gleich! Ich will nichts mehr mit euch zu tun haben. Ich schäme mich, dass ich zu euch gehöre. Ich schäme mich!«

Oertzen stand breit vor der Tür. Obwohl ich jung war und er den Scheitelpunkt des Lebens längst überschritten hatte, war er mindestens genauso kräftig wie ich. Ich konnte nichts gegen ihn ausrichten. Das steigerte meine Wut. Ich schlug auf ihn ein und schrie: »Du hast kein Recht, mich hier festzuhalten, wenn ich es nicht will!«

Merkwürdigerweise schlug er nicht zurück, wie er das sonst in seiner Erregbarkeit meistens tat. Ich schlug kräftig nach seinem Gesicht, aber er wehrte nur meine Schläge ab. Das fiel mir in diesem Augenblick allerdings noch nicht auf, sondern erst später, als ich darüber nachdachte. Er versuchte, mich zu beruhigen.

»Ich habe ein Recht, dich zu halten, weil es zu deinem Besten ist. Ich will dich nur vor unüberlegtem Handeln bewahren. Ich mache dir einen Vorschlag: Du bleibst bis heute Abend bei uns. Wenn du dann noch gehen willst, halte ich dich nicht.«

Die Überlegenheit und Ruhe, mit der er mich im Griff behielt, steigerte meine Erregung noch mehr. Ich traf ihn im Gesicht. Sein Kopf flog zurück gegen die Tür und Blut floss aus seinem Mund. Er stieß mich vor die Brust, so dass ich in die Kajüte flog.

Sofort wollte ich wieder gegen ihn anstürmen, aber da hielt mich Weißgerber von hinten fest. Gegen seinen eisernen Griff war ich machtlos.

Ich zerrte, blind vor Wut, um mich zu lösen und schrie zu Oertzen hinüber, der ohne sich zu rühren mit blitzenden Augen breitbeinig vor der Tür stand.

In diesem Augenblick hörten wir, wie die Seeleute draußen, offenbar zum Abschluss ihrer Bestattungsfeier, einen Choral anstimmten. Es klang merkwürdig fremd in dieser Umgebung. Es passte überhaupt nicht auf dieses Schiff und in diese Situation. Die Männer beherrschten kaum die Melodie noch viel weniger den Text, dennoch klang es hier überraschend schön, fremd und doch vertraut, fast überirdisch und doch wie selbstverständlich.

Wir standen still und sagten nichts mehr, bewegten uns auch nicht und hörten nur zu. Kaum wagten wir zu atmen.

Dann hörte ich, wie Veit leise einsetzte und mitsang. Immer kräftiger wurde seine Stimme. Und was mich am meisten verwunderte: Er konnte die Worte fehlerlos und ohne zu stocken mitsingen, freilich die deutschen, die mit den niederländischen nicht ganz übereinstimmten.

Wir sahen ihn alle an. Aber er schien uns gar nicht zu bemerken, sondern schaute nur zum Fenster hinaus.

Und nun geschah noch etwas Unerwartetes.

Offenbar war der laute und ungewohnte Gesang auch bis in den Verschlag gedrungen, in dem das Schwein geschlafen haben mochte und hatte es aufgeweckt oder erschreckt. Jedenfalls begann es plötzlich wieder mit seinem nervenaufreizenden Quieken.

Ich fühlte, wie sich der Griff Weißgerbers um meine Arme lockerte, die er bis dahin immer noch umklammert gehalten hatte. Ein erschreckender Ausdruck trat in sein Gesicht. Er sank wie geschlagen auf einen der Hocker.

Veit hörte auf zu singen.

Plötzlich sprang Weißgerber auf und stürzte zur Tür.

Dort stand noch Oertzen und wich nicht. Weißgerber packte und schüttelte ihn. Einige Augenblicke rangen sie verbissen. Fast hatte sich Weißgerber den Weg freigekämpft, da sprang ich herzu und half Oertzen. Ich weiß heute wirklich nicht mehr, was in mir vorging. Ich hatte ja eben noch selbst hinausgewollt. Vielleicht ahnte ich, dass Oertzen merkwürdigerweise und ganz gegen seine Art hier der Einzige war, der sich nicht von seinen unbeherrschten Gefühlen leiten ließ.

Es entspann sich ein Kampf, der mit aller Härte geführt wurde und an dessen Verlauf ich mich nicht mehr im Einzelnen erinnern kann. Nur weiß ich noch, dass ich einmal so fest in der Umklammerung des Elsässers war, dass ich keine Luft mehr zu kriegen meinte ...

Wir waren so verbissen, dass wir nicht mehr wussten, was wir taten. Ich glaube, wir wussten auch gar nicht mehr, was eigentlich der Anlass für den Streit gewesen war.

Plötzlich krachte ein Schuss. Das brachte uns sofort zur Besinnung. Wir ließen voneinander ab, blieben am Boden hocken oder liegen und sahen auf.

Vor uns stand Veit mit Oertzens Pistolen in der Hand. Eine davon rauchte. Er hatte die Kugel in einen der Deckenbalken geschossen.

Der Schuss und die drohende Haltung Veits wirkten wie eine kalte Dusche auf unsere erhitzten Gemüter. Ohne dass er etwas sagen musste, waren wir wieder zu Vernunft gekommen. So wie getretene Hunde davonschleichen und ihre Wunden lecken, rappelten wir uns auf, legten uns wortlos auf unsere Kojen und besahen den Schaden.

Ich hatte eine Wunde am Hinterkopf, die stark blutete. Außerdem schmerzten einige blaue Flecke und



meine Hand, mit der ich Oertzen, wie sich jetzt herausstellte, einen Zahn locker geschlagen hatte.

Oertzen nahm die Pistolen, die Veit abgelegt hatte, wieder an sich und lud die abgeschossene sorgfältig nach.

Veit ging von einem zum anderen, tupfte Blut ab und murmelte ein paar vorwurfsvolle Sätze. Wir drei schwiegen. Alle Wut war verflogen. Die Hitze hatte uns sowieso schon unsere Kräfte geraubt und durch die Prügelei hatten wir uns nun vollends verausgabt. Keiner war mehr zu einem heftigen Wort oder auch nur zu einer inneren Erregung fähig. Wir legten uns und verfielen in Stumpfsinn.

Nach einiger Zeit hörten wir den Herrnhuter von draußen rufen, was denn der Schuss bedeutet habe und ob alles in Ordnung sei. Veit beruhigte ihn und schickte ihn fort.

Damit ist alles erzählt, was an diesem Tag Erwähnenswertes geschah. Dramatisch hatte er angefangen, aber vom Vormittag an bis in die Nacht hinein verlief er ohne besondere Ereignisse. Nur, dass die Schwüle noch drückender wurde als zuvor, die Lähmung unserer Gedanken und Bewegungen noch stärker, die Verzweiflung noch größer.

Ich muss gestehen, dass ich mir in den heißesten Stunden einige Male wünschte, der Schuss von Veit hätte mich getroffen und getötet. Alles schien mir so aussichtslos, so deprimierend. Ich schämte mich zudem vor mir selber, dass ich mich so von meinem Empfinden hatte mitreißen lassen, ja dass ich hatte ausbrechen wollen, so wie ich mich vorher geschämt hatte, mich mit eingeschlossen zu haben. Ich wusste überhaupt nicht mehr, wofür ich mich schämen und was ich für richtig halten sollte. Ich sah keinen Ausweg und wollte auch gar nicht mehr nachdenken, nur liegen

und möglichst schlafen und warten, dass irgendetwas passiert.

Aber es passierte nichts, einfach gar nichts.

Nicht einmal der Wechsel der Rudermannschaft, der in den vergangenen Tagen die endlos scheinende Zeit in überschaubare Abschnitte zerteilt hatte, weckte uns aus unserem Dösen. Offenbar hatten sie das Rudern eingestellt, vielleicht, weil die Hitze es nicht mehr zuließ, vielleicht, weil die Mannschaft dezimiert war.

So lagen wir da, wehrlos der Glut und der Hoffnungslosigkeit ausgesetzt. Ab und zu erhob sich nur mal einer mühsam, um seinen Schluck Wasser zu trinken, und gegen Abend zwangen wir uns, etwas Schiffszwieback und ein paar trockene Erbsen herunterzuwürgen.

Erst als die Nacht die unerträgliche Hitze etwas zu mildern begann, fielen wir in einen erlösenden Dämmer Schlaf.

Mitternacht musste längst vorbei sein, als ich von einem Geräusch erwachte. Ich drehte mich um und beobachtete, wie Weißgerber vorsichtig aus seinem Bett stieg.

Die beiden anderen schienen nichts zu bemerken. Weißgerber schlich zur Tür, zog leise den Riegel zurück und öffnete sie geräuschlos.

Was hatte er vor? Ich holte schon Luft, um die anderen durch einen lauten Ruf zu wecken. Dann brachte ich es aber doch nicht über mich. Hatte ich nicht selbst hinausgehen wollen? Warum sollte ich es ihm verwehren? Und war Weißgerber nicht der gewesen, der mir gegenüber immer am freundlichsten war?

Der große Mann schlich hinaus und zog die Tür behutsam hinter sich zu. Warum hatte er nichts von seinem Gepäck mitgenommen? Wegen der Dunkelheit

hatte ich nicht sehen können, ob er mehr bei sich trug, als er auf dem Leib hatte. Aber seine Seekiste stand unberührt in der Ecke. Wollte er wiederkommen? Hoffentlich kam er dann draußen mit niemandem in Berührung, damit er uns nicht die Pest einschleppte. Wenn das Oertzen wüsste! Vielleicht wollte sich der Elsässer auch nur wegen der Hitze ein wenig auf dem Deck ergehen.

Nachdem ich eine Weile unruhig gewartet hatte, schreckte ich plötzlich auf: Durch die Stille der Nacht drang klar und laut das Quieken des Schweines. Ein paar Augenblicke war es zu vernehmen, dann steigerte es sich zu einem kurzen schrillen Ton und erstarb.

Oertzen und Veit erwachten, konnten aber, noch halb im Schlaf gefangen, nicht recht erfassen, was geschehen war. Sie merkten wohl auch nicht sofort, dass Weißgerber nicht in seiner Koje lag. Oertzen erhob sich und griff nach einer seiner Pistolen. Als an der Tür ein Geräusch zu hören war, richtete er sie dorthin.

»Nicht schießen, es ist Weißgerber!«, rief ich.

Er ließ die Waffe sinken. Der Elsässer schob sich durch die Tür und verriegelte sie hinter sich.

In diesem Augenblick flammte ein Licht auf. Veit entzündete unsere Tranlampe.

In ihrem Schein sahen wir Weißgerber vor uns, groß – er musste wegen des niedrigen Raumes immer leicht gebückt stehen – zerzaust, mit wirrem Ausdruck in den Augen. In einer seiner mächtigen Fäuste hielt er das lange Messer, das ihm Oertzen gegeben hatte. Es war rot und von seiner Spitze tropfte Blut auf den Boden.

Es war ein erschreckender, makabrer Anblick.

Nachdem wir ihn einige Augenblicke schweigend angestarrt hatten, sagte Veit leise, fast flüsternd: »Um Gottes Willen, hast du jemanden umgebracht?«

Da löste sich die Erstarrung in der Gestalt des kräftigen Mannes. Er warf das Messer in den Fußboden, sodass es zitternd in den Planken stecken blieb, und lachte. »Nein, beruhige dich, nein, nein!«, und lachte noch lauter.

Veit und Oertzen sahen sich verwirrt an. Sie wussten nicht, was sie davon hielten sollten.

Ich fragte: »Hast du das Schwein erstochen?«

»Ja, das Schwein!«, rief er lachend. »Jetzt kann es mich nicht mehr ärgern! Gut, nicht wahr?«

Sein Lachen klang nicht gelöst, so als ob ihn seine Tat von etwas befreit hätte, sondern eher verkrampft, als zwingt er sich dazu, fast irr, wie ein Wahnsinniger.

»Du bist ja verrückt!«, brüllte Oertzen. »Deswegen gehst du 'raus und schleppst uns die Pest ein? Bloß um das Quieken loszuwerden? Du bist verrückt, sage ich! Mach, dass du rauskommst! Wir wollen nicht angesteckt werden! 'raus mit dir!« Er schritt mit der Pistole drohend auf ihn zu.

Weißgerber richtete sich vor ihm auf, so hoch es ihm die Deckenbalken erlaubten. »Schieß doch! Nun los, schieß doch, wenn du willst!«

Veit sprang dazwischen. »Lass das, Oertzen! Es wird schon nicht so schlimm sein.« Und ich ergänzte: »Er wird mit gar keinem Menschen in Berührung gekommen sein. Oder, Weißgerber, hast du jemanden getroffen?«

Der antwortete nicht. Auch von den anderen sagte nun niemand mehr etwas. Sie musterten sich nur noch eine Weile, dann wandten sie sich voneinander ab und legten sich auf ihre Kojen.

Weißgerber setzte sich auf den Hocker, der den Luken am nächsten war und starrte in die Nacht hinaus. Dabei saß er aber nicht still, sondern rutschte unruhig hin und her, stützte sich mal hinten auf die Tischkan-

te, mal vorn auf seine Knie und murmelte ab und zu etwas Unverständliches vor sich hin, was aber auch nur ein Räuspern sein konnte.

Nach einiger Zeit erhob sich Oertzen von seinem Lager, sodass er direkt vor mir stand, und flüsterte: »Hat ihn die Hitze verdreht? Was hat er denn?«

»Ich weiß es nicht«, gab ich leise zur Antwort, »aber eins weiß ich: Wenn sich nicht bald etwas ändert, werde ich auch verrückt. Das hält kein Mensch lange aus, so eingesperrt zu sein, bei dieser schrecklichen Hitze, die einem alle Kraft aus den Knochen saugt, bei dieser Hoffnungslosigkeit.«

»Halt durch, Junge«, flüsterte Oertzen zurück. Ich wunderte mich über den vertrauten Ton. Während ich mit einer Antwort zögerte, auf die er zu warten schien, überlegte ich, dass diese Krise, in der wir offenbar alle steckten, eine zweifache Wirkung haben musste: Den im Vergleich zu den anderen recht freundlichen Weißgerber hatte sie merkwürdig verwirrt, den fast apathischen Veit hatte sie zu einem Partner gemacht, der sich mit Vernunft und Übersicht für das Wohl aller einsetzte; und den abweisenden, streitsüchtigen Oertzen hatte sie zu einem annehmbaren Mitmenschen gemacht, wenigstens, was sein Verhältnis zu mir betraf. Was waren das für Männer? Was war bisher in ihnen vorgegangen und was ging zur Zeit in ihnen vor? Was kann einen normalen Menschen dazu bringen, in blindem Eifer ohne Beachtung der Gefahr ein Tier zu töten, das ihm nicht schaden und nicht nützen konnte? Was kann vier vernünftige Männer dazu bringen, sich zu streiten, statt ihre ohnehin schwindenden Kräfte zu schonen; sich zu bedrohen, statt zusammenzuhalten und gemeinsam nach Lösungen zu suchen?

Oertzens flüsternde Stimme riss mich aus meinen Gedanken und seine Worte zeigten mir, dass er ähnli-

che Überlegungen angestellt hatte: »Kennst du Veit näher?«

»Nein, nicht besser als du.«

»Hier, lies mal! Aber vorsichtig!«

Er griff nach unten und holte ein Buch aus seinem Bett hervor. Es war das Tagebuch, in dem Veit zu schreiben pflegte. »Ich lege es nachher wieder hin. Er merkt es nicht.«

Ich richtete mich ein wenig empört auf und hauchte: »Nein! Niemals! Ich lese nicht in anderer Leute privaten –«

»Sei still!«, unterbrach er mich. »Was macht das schon aus! Vergiss deine vornehme Erziehung. Wir sind hier alle aufeinander angewiesen, da müssen wir uns kennen. Du hast ja an Weißgerber gesehen, wie wir alle in Gefahr kommen, wenn einer durchdreht. Wir müssen uns alle gegenseitig im Auge behalten. Du bist doch vernünftig, Linz, das wirst du einsehen. Nun lies!«

Seine Worte überzeugten mich nur wenig. Eher war es das Zwingende in seinem leisen Reden, die Macht seiner starken Persönlichkeit, die mich nötigte, das Buch aufzuschlagen und hier und da einige Passagen zu lesen. Die Tranlampe brannte noch und etwas Mondlicht fiel durch die Luken. Trotzdem waren die Buchstaben sehr schwer zu erkennen und ich hätte sie gar nicht lesen können, wenn Veit sich nicht einer großen und klaren Schrift bedient hätte.

»Wohl weiß ich« – so las ich da –, »dass der Psalm das Ende des Gottlosen dem Ende des Gerechten gegenüberstellt. Kann aber ein Mensch siebzig, achtzig Jahre lang die Anfechtung erdulden, in der Hoffnung, dass sich Opfer und Entbehrunge am Ende seiner Tage auszahlen? Kann er sein Leben auf ein Versprechen gründen, dessen Wahrheitsgehalt erst geprüft werden kann, wenn das Leben abgelaufen ist? Was

für ein Gott ist es, der uns das zumutet? Was für ein Glaube, der bestehen kann ohne das geringste Anzeichen dafür, dass sein Fundament tragfähig ist! Ist das noch Glaube oder ist das Dummheit? Muss nicht jeder denkende Mensch es mit dem Satz halten, dass der Spatz in der Hand wertvoller ist als die Taube auf dem Dach? Zumal, wenn derjenige, der vor dieser Wahl steht, die Taube gar nicht sehen kann, sondern sie ihm nur mit vagen Worten beschrieben wird. Wie verzweifelt bin ich, weil ich diese Entscheidung treffen muss, getroffen habe und wieder verworfen, auf die eine und die andere Weise! Wenn ich nur einen Anhalt hätte, der mir zur Wahrheitsfindung helfen kann! Wenn ich nur einen Hinweis fände, wie der Jäger den Hufabdruck des gejagten Tieres im Schnee! Aber alles, was mich gelehrt worden ist, löst sich beim näheren Zusehen in nichts auf.«

Ich war erschüttert von diesen Sätzen. Wer hätte gedacht, dass dieser Mann, der zumeist mit leerem Gesichtsausdruck dasaß, von solchen tiefen philosophischen und religiösen Fragen umgetrieben wurde! Dass er sich überhaupt mit Glaubensdingen befasste und darin Bescheid musste! Nicht der kleinste Hinweis in seinem Reden und Verhalten hatte das bisher vermuten lassen. Doch, gestern das Singen des Chorals! Aber das war auch das erste und einzige Zeichen gewesen.

Oertzen beobachtete meine Überraschung, blickte sich um, ob Veit noch mit dem Gesicht zur Wand lag, und flüsterte: »Lies weiter!«

Ich blätterte etwas und las: »Heute habe ich ein paar Worte mit dem Herrnhuter Missionar gewechselt. Ich habe versucht, mich zu beherrschen, bin aber nicht sicher, ob mir das gelungen ist. Ich hasse ihn. Wohl weiß ich, dass ich ihm damit Unrecht tue. Fast scheint es mir, als täte ich damit auch mir selbst Unrecht. Aber

ändern kann ich es nicht. Jahre habe ich gebraucht, um mich zu meiner gegenwärtigen Haltung durchzurufen und ich bin froh, wenn ich sie einigermaßen im Gleichgewicht halten kann. Und auch das gelingt nur, weil alles, was ich um mich her beobachte, diese Haltung von außen verstärkt, die von innen stets neu von Zweifeln angenagt wird. Da kommt nun jemand und beginnt, sie auch von außen zu erschüttern. Da führt mir einer vor, dass doch möglich ist, was als unmöglich herauszufinden mich schier endlose Kämpfe gekostet hat. Kann ich das hinnehmen? Bin ich nicht durch meine zutiefst ehrlichen Bemühungen um die Wahrheit gerechtfertigt, wenn ich es nicht einfach an mir geschehen lasse, dass ich in erneute Unsicherheit gestürzt werde?«

Was mochte dahinter stecken? Was mochte diesen Mann bewegen? Ich rieb mir die durch das Lesen im Dämmerlicht überanstrengten Augen und blätterte weiter. Da fiel mir mein Name am Anfang eines Absatzes auf.

»Linz einmal ausgenommen – er ist noch jung und in bürgerlichen Verhältnissen aufgewachsen, auch ist der Grund seiner Reise offensichtlich – ihn ausgenommen sind wir alle aus ähnlichen Gründen hier. Diese Überzeugung habe ich inzwischen gewonnen. Wir sind alle auf der Flucht. Nicht unbedingt auf der Flucht vor persönlichen Feinden oder vor Häschern einer Obrigkeit, obwohl ich auch das bei keinem ganz ausschließen möchte. Ich meine auf der Flucht vor uns selbst, vor dem Schicksal, vor der eigenen Vergangenheit, vor tausend anderen Dingen, die nicht fassbar sind, denen wir uns auch nicht gewachsen fühlen. Noch habe ich keine Beweise für diese Ansicht, denn ich weiß zu wenig von Oertzen und Weißgerber. Aber ich ahne es, wenn ich mich mit ihnen unterhalte, ich sehe es am



Ausdruck ihrer Augen, ich spüre es an ihrem Handeln und dem Klang ihrer Stimme. Ich bin sicher, dass die Wahrheit dieser meiner Vermutung noch an den Tag kommen wird. Die Entwicklung der Dinge hat sich in den letzten Tagen so zugespitzt, dass es für uns alle nicht zu umgehen sein wird, irgendwann den Offenbarungseid zu leisten.«

Veit bewegte sich auf seinem Lager. Blitzschnell riss mir Oertzen das Buch aus den Händen und ließ es unauffällig auf sein Bett fallen. Dann schlenderte er, als wollte er sich nach dem langen Liegen Bewegung verschaffen, nach hinten, das Buch immer an der Veit abgewandten Seite des Körpers tragend. Schließlich schob er es behutsam unter die flache Koje, wo es, wie wir alle wussten, seinen ständigen Platz hatte.

Dieses Versteckspiel wirkte auf mich peinlich, ein wenig lächerlich, wie das Spiel von Kindern. Erst recht passte es nicht zu Oertzen, der mit solcherlei Heimlichkeiten sonst nichts im Sinn hatte, sondern immer geradeswegs, oft polternd und ungeschickt, auf eine Sache zuging. Ich bereute, dass ich mich in diese Heimlichtuerei hatte hineinnehmen lassen. Auf der anderen Seite allerdings war ich froh, diesen kurzen Einblick in das Wesen meines Mitreisenden bekommen zu haben, wenn auch das, was ich gelesen hatte, mehr Fragen aufwarf, als es beantwortete. Jedenfalls war mir Veit nun nähergerückt. Er war für mich interessanter geworden, ein Mensch, nicht nur ein Passagier, der zufällig mit mir die Kabine teilte. Ob er wohl darin recht hatte, dass einmal von uns allen noch mehr ans Licht kommen würde?

Den Rest der Nacht verbrachte ich damit, über meine Mitreisenden nachzudenken, die sich alle desto unerkklärlicher verhielten, je länger wir in dieser Kajüte eingeschlossen waren.

Es hatte sich als gut herausgestellt, über solche Fragen nachzudenken. So konnte ich meine Gedanken von der prekären Situation ablenken, in der wir uns befanden und die in mir immer stärker ein Gefühl der Beklemmung erweckte, sobald sie mir bewusst wurde.

Es begann hell zu werden. An Deck wurde es lebendig. Einmal war ein Tumult zu hören, für den wir den Grund nicht genau kannten. Ich vermute aber, dass der Schiffskoch das tote Schwein entdeckt hatte und nun nach dem Übeltäter suchte.

Wir sprachen darüber nicht; denn wir wussten sowieso nicht, wie wir uns in Weißgerbers Gegenwart verhalten sollten. Also ging jeder seinen eigenen Gedanken nach. Ich lugte immer wieder einmal durch die Spalten in unserer Tür; konnte aber von dem Geschehen auf dem Schiff nur wenig mitbekommen.

Als die Sonne aufgegangen war, kam der Herrnhuter an unsere Tür. Ich beobachtete, wie er von der Kapitänskajüte herüberkam.

»Guten Morgen, Herr Buchenau«, rief ich ihm gewollt fröhlich durch die Tür zu. Er machte einen müden, angespannten Eindruck.

»Guten Morgen, Herr Linz. Wie geht es Euch?«

»Danke, den Verhältnissen entsprechend. Eher hätte ich Grund, nach Eurem Ergehen zu fragen. Ihr seht heute krank aus.«

»Es ist nicht weiter schlimm und kommt wohl nur von der Überanstrengung. Gott wird mir die Kraft geben, die Aufgabe zu bewältigen, die er mir vor die Füße gelegt hat. Etwas anderes ist viel schlimmer: van Ryck ist heute Nacht gestorben.«

Nun hatte also die Pest ihr erstes Opfer geholt! Wir hatten damit rechnen müssen und doch erschütterte es mich. Den Matrosen hatte ich zwar kaum gekannt, nur eben soweit, dass ich wusste, welches Gesicht zu

dem Namen gehörte. Aber dieser Tod rückte mir das Bedrängende unserer Lage wieder ins Bewusstsein.

»Sind noch mehr erkrankt?«, fragte ich.

»In den letzten zwei Tagen nicht mehr«, antwortete der Hagere. »Es sind immer noch drei, die im Krankenlogis liegen. Vielleicht ist Gott uns noch einmal gnädig und lässt ein schweres Gericht an uns vorübergehen. Aber wenn er das tut, dann nur aufgrund seiner Barmherzigkeit, nicht etwa, weil die Menschen Buße getan hätten. Ich versuche ihnen zu sagen, wenn sich eine Gelegenheit bietet, dass sie auch an die Ewigkeit denken sollen, aber sie haben dafür nur Gespött.« Ich hatte das unbestimmte Gefühl, dass mir der Missionar das nur deshalb erzählte, weil er möglichst unauffällig auch mich mahnen wollte, mich auf die Ewigkeit einzustellen. Aber ich empfand das nicht als unangenehm und nahm es ihm, falls es zutreffen sollte, nicht übel. Im Gegenteil, ich empfand es als Erleichterung, mit jemandem anderes zu sprechen als mit den dreien in meiner Kajüte, gleich, über welches Thema. Auch dass die anderen zuhörten, machte mir wenig aus.

»Vielleicht weckt der Tod des Matrosen ihr Interesse, Euren Worten zuzuhören«, sagte ich.

»Wohl kaum«, erwiderte er, »aber ich werde für sie beten.«

»Wie geht es dem Kapitän?«

»Nicht gut. Er wird nicht dabei sein, wenn wir nachher die Bestattungsfeier halten.«

»Habt Ihr nicht Angst, dass Ihr Euch die Pest holt bei der Pflege der Kranken?«

»Angst? Doch, die habe ich. Ist das ein schlechtes Zeugnis für meinen Glauben?«, fragte er leise. »Ich freue mich aber auch darauf, bei Christus zu sein.« Er machte eine Pause. Dann fügte er hinzu: »Jesus hat ja

selbst gesagt: In der Welt habt ihr Angst. Aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden. Getrost ja, getrost bin ich, trotz meiner Angst.«

»Sagt mal«, unterbrach Oertzen, »habt Ihr Verbindung mit den Meuterern da vorn?«

»Wir haben versucht, mit ihnen zu sprechen. Der Maat ist zu ihnen gegangen und hat ihnen ins Gewissen geredet, eins der Wasserfässer wieder herauszugeben. Sie haben so viele mitgenommen, dass für uns andere das Wasser jetzt knapp geworden ist. Der Koch sagt, dass das letzte Fass bald leer ist.«

»Haben sie eins herausgerückt?«

»Nein, nur gelacht haben sie und schließlich den Maat mit der Muskete bedroht. Es wurde auch davon gesprochen, Euch um die Herausgabe eines Fasses zu bitten. Aber der Kapitän hat gesagt, sie sollten es zuerst noch einmal vorn bei den vierzehn Seeleuten versuchen.«

Keiner von uns gab darauf Antwort. Wir hatten von unseren drei Fässern eines inzwischen geleert und das zweite gerade geöffnet. Wenn die Leute draußen nichts hatten, war es nur recht, dass wir von unserem Vorrat etwas abgaben.

Jetzt kam Oertzen langsam zur Tür. Mit verbissenem Gesicht und drohender Geste, so, als könnte der andere ihn sehen, zischte er beherrscht, aber entschlossen: »Wir geben nichts heraus!«

Wir anderen drei waren etwas verlegen, wohl auch selbst unentschlossen, wie hier zu handeln sei. Auch von dem Herrnhuter war keine Antwort durch die Bretter zu hören.

Nach einigen Augenblicken des Schweigens setzte Oertzen hinzu: »Es war ein großer Vorrat da. Die vierzehn müssen Unmengen von Fässern mitgenommen haben. Ich sehe nicht ein, dass wir nun die Lücken

stopfen und in Gefahr kommen sollen, während jene Wasser im Überfluss haben –«

»Ich gehe jetzt«, fiel ihm der Missionar ins Wort, »die Feier beginnt gleich.«

Ich war entsetzt über die Härte, die Oertzen jetzt wieder zeigte, nachdem er einige Zeit sehr beherrscht auf mich gewirkt hatte. Ich versuchte, ihm mit sanfter Stimme zuzureden: »Oertzen, hör' mal, das können wir nicht machen. Wir sind –«

»Halt dein Maul!«, brüllte er mich an. »Ich habe gesagt, dass wir die Fässer behalten und dabei bleibt's!«

»Was schreist du denn so! Ich sage ja nur in Ruhe meine Meinung. Das wird doch wohl noch möglich sein?«

»Nein, sage ich! Wenn wir nicht hart bleiben, werden sie es von uns holen. Wenn wir aber nichts rausrücken, holen sie es sich bei den anderen.«

»Die geben aber auch nichts heraus! Willst du, dass die Leute verdursten, nur weil sie keine Waffen haben, um sich das Recht zu verschaffen, das ihnen zusteht?«

Er wurde noch wütender und packte mich am Hemd. Seine Augen blitzten mich glühend an, dann schüttelte er mich und schrie wie von Sinnen: »Haben wir etwa kein Recht? Wir haben auch Recht auf Leben! Ich will nicht verdursten! Ich will leben, verstehst du, leben! Ich bin noch nicht fertig. Ich habe noch etwas zu erledigen und das kann ich nicht als Leiche!« Und wieder schüttelte er mich.

Rückblickend muss ich sagen, dass ich seine geistige und nervliche Verwirrung hätte erkennen und beruhigend reagieren müssen. Aber ich war auch am Ende meiner seelischen Stabilität. Dass er mich schüttelte wie einen räudigen Hund, brachte mich so auf, dass ich nicht vernunftgemäß handelte.

Ich schlug auf ihn ein. Das wiederum veranlasste ihn,

mir ins Gesicht zu schlagen. Ein stechender Schmerz durchfuhr mein Nasenbein. Da ich sein Gesicht nicht durch seine schützenden Arme hindurch erreichen konnte, ließ ich mich, halb auch von seinem Schlag umgeworfen, zurück auf seine Koje fallen und trat ihm in den Bauch. Er schrie und krümmte sich.

Blitzartig wandte er sich um, öffnete seine Kiste und holte seinen Säbel heraus. Mir fuhr der Schreck eiskalt und glühendheiß zugleich in die Glieder. Weißgerber sprang vor und rief: »Lass das, Oertzen, du bist nicht bei Sinnen!«

Oertzen sprang zur Seite und zog den Säbel aus der Scheide. Das kratzende Geräusch tat mir körperlich weh. Dann fuchtelte er mit dem blanken Stahl vor Weißgerber herum, der schnell ein paar Schritte rückwärts machte.

»Die Pistolen!«, rief Veit und wies auf das Kopfende der Koje, auf deren Fußende ich lag. Oertzen hatte, wie wir alle wussten, die Pistolen unter sein Kopfkissen gesteckt.

Ich warf mich hinüber, aber ehe ich eine der Waffen erreichen konnte, fuhr der Säbel dazwischen, nur ganz knapp an meiner Hand vorbei. Sofort ließ ich mich aus der niedrigen Koje fallen, ehe Oertzen neu ausholen konnte, und rollte mich zur Seite. Er griff mit der freien Hand unter das Kissen und packte die Feuerwaffen am Lauf.

Dann wandte er sich mir wieder zu. Ich war inzwischen aufgesprungen und hatte mich umgesehen. Das lange Messer, das Weißgerber gehabt hatte, war nirgends zu finden. Der Elsässer suchte offenbar hastig danach. Ich fand nichts, mit dem ich mich hätte wehren können. Alle Gepäckstücke waren festgezurt, außerdem hatte Oertzen sie sowieso im Rücken. Tisch und Hocker waren unbeweglich.

Ich hörte, unbewusst, halb betäubt vor Angst, wie Veit auf den Rasenden einredete. Der aber schien ihn gar nicht zu hören. Breitbeinig stand er vor mir und kam immer näher. Soll es mit mir so enden?, schoss es mir durch den Kopf. Soll mein Lebensfaden durch den Säbelhieb eines Verrückten abgeschnitten werden? Warum dann die Qual der letzten Tage? Das hätten wir auch eher haben können!

»Du entkommst mir nicht!«, zischte er. »Du entkommst mir nicht! Ich habe auf dich gesetzt, aber du hast mich enttäuscht. Und wer mich enttäuscht, muss sterben. Wer mich schlägt, muss sterben. Ich habe es mir geschworen!«

Während dieser Worte war ich langsam zurückgewichen und er war mir gefolgt. War denn nichts zu greifen, womit ich mich wehren konnte? Mein hastiger Blick fiel auf die Decke auf Veits Bett.

Ich packte sie und schlug sie Oertzen entgegen. Er zerfetzte sie mit zwei Hieben seiner scharfen Waffe. Ich hatte nur noch ein paar Lumpen in der Hand.

»Komm hierher!«, schrie Weißgerber in dem Augenblick. Er hatte das Messer in Oertzens Kiste gefunden, wohin es sein Besitzer wieder gelegt hatte.

Oertzen wandte ruckartig den Kopf. Er erkannte wohl, dass ich ihn von hinten packen würde, wenn er sich Weißgerber zuwenden sollte. Die einzige Chance für ihn lag in seinen Pistolen. Eine davon hielt er mit den Zähnen fest und versuchte, bei der anderen die Zündvorrichtung zu spannen.

Nur noch Sekundenbruchteile blieben uns, dann musste er absoluter Herr der Lage sein. Weißgerber und ich erkannten das zu gleicher Zeit und sprangen hinzu. Er machte einen Schritt zurück und schlug mit dem Säbel nach den Beinen des Elsässers, der aber nicht verletzt wurde. Dabei verlor Oertzen die zweite

Pistole aus seinem Mund. Ich schob sie, aus Furcht mich im Bereich seines Säbels zu bücken, mit dem Fuß zurück. Weißgerber warf sich darauf.

Ein blutiges Ende des Kampfes schien unvermeidlich, und zwar in den nächsten Augenblicken.

Da riss ein vielstimmiger Ruf unsere Aufmerksamkeit von der lebensgefährlichen Situation fort: »Wind!«

Wir erstarrten in unserer Haltung und lauschten. Draußen auf dem Deck war ein lauter Tumult zu hören.

»Wind!«, sagte Veit leise und dann schrie er: »Wind!«

Von einem Augenblick zum anderen war unser Streit, der eben noch tödlich zu werden drohte, vergessen. Oertzen ließ einfach seine Waffen fallen, da wo er stand, sprang zu einer Luke und beugte sich hinaus. Veit riss die Tür auf, damit ein Durchzug entstehen sollte. Und wirklich – ein Wehen war zu spüren. Genau genommen war es nur ein schwacher Windhauch, aber uns kam es wie ein Sturm vor. Endlich etwas Abkühlung! Endlich würden wir vorwärts kommen!

Weißgerber und ich sahen uns an – eben wie durch ein Wunder einer tödlichen Gefahr entronnen, erlöst, von aufkeimender Hoffnung erfüllt – und fielen uns in die Arme. Wir lachten und scherzten, wir sprangen umher und redeten alle durcheinander. Oertzen, der mich eben noch aufspießen wollte, schlug mir breit grinsend kameradschaftlich auf die Schulter. Es war, als wäre alles, was wir bis dahin, besonders in den letzten Tagen und Stunden, erlebt hatten, nur ein Alptraum gewesen. Dass wir noch längst nicht aus aller Gefahr waren, beachteten wir nicht. Alle Angst und alle Bedrückung war von uns gewichen. Wie spielende Kinder sprangen wir ausgelassen umher.

Draußen auf Deck bot sich ein ähnliches Bild. Die Matrosen lagen sich in den Armen, einige begannen zu singen, andere standen mit ausgebreiteten Armen



an der Reling und ließen sich vom Wind kühlen. Und dann begann eine hektische Betriebsamkeit. Der Maat gab Befehle. Die Männer kletterten eilig in die Takelage und setzten die Segel, als gelte es, keine einzige Sekunde zu verlieren.

Es war ein wunderbarer Anblick, wie nun der Wind, wenn auch noch schwach, die Segel zu blähen begann. Und wie das weiße Tuch über uns schwellte, so schwellte auch uns die Brust. Wir sogen hochbeglückt die Luft ein und bildeten uns ein, sie sei schon wesentlich kühler.

Doch was war das? Nur einige Minuten hatte die Brise gedauert, da hingen die Segel auch schon wieder schlaff an den Rahen. Atemlos standen alle still und warteten darauf, dass der Wind wieder einsetzen würde. Es konnte ja sein, dass er nochmal abfiel, aber nun musste er doch mit Macht wieder einsetzen! Wo blieb er denn?

Da standen wir alle – wie vor den Kopf geschlagen, vom Wetter zum Narren gehalten. Minutenlang herrschte Totenstille. Dann setzte sich die niederschmetternde Erkenntnis durch: die Flaute war nicht zu Ende. Nur ein kleines Zwischenspiel wollte uns die Qual dieser Windstille in Erinnerung rufen, damit wir uns ja nicht daran gewöhnen sollten. Wir waren zutiefst enttäuscht, mehr noch: verbittert, hoffnungslos.

Einige der Seeleute ließen sich einfach irgendwo in den Schatten sinken und fielen in ihre Apathie zurück, andere fluchten. Einen sah ich, der oben in der Takelage hing und nicht mehr die Kraft aufbrachte, herunter zu klettern. So hängte er seinen erschlaferten Körper über eine Rah und blieb dort.

Oertzen schlug die Tür zu, schob den Riegel vor und knirschte vor sich hin: »Wir müssen durchhalten! Wir werden es schaffen!«

Wir anderen legten uns wortlos auf unsere Kojen, verzweifelt und – ich schäme mich nicht, es einzugehen – dem Weinen nahe.

Es lässt sich schwer beschreiben, welche Empfindungen in mir wühlten. Wie ein Nebel war es, ein Nebel der Hoffnungslosigkeit, des Nichts. Vor meinem geistigen Auge zeichnete sich kein klares Bild mehr ab, weder ein Bild der Zukunft, noch der Vergangenheit. Dass wir uns noch vor wenigen Minuten fast umgebracht hätten, dass wir uns danach jubelnd in den Armen gelegen hatten, das alles war in weite Ferne gerückt. Mir war gar nicht recht klar, ob es wirklich so geschehen war, oder sich nur in einem fantastischen Traum abgespielt hatte.

Und für die Zukunft sah ich überhaupt keine Konturen sich im Nebel abzeichnen. Das empfand ich als erlösend. Alle Ängste wurden unwirklich, alle Hoffnungen lösten sich auf, Ängste und Hoffnungen verschwammen zu einem unklaren Wolkenberg, der mir keinen Widerstand bot, als ich träumend hindurchschritt.

Aber dann fiel es mir schwer, weiterzuschreiten. Irgendetwas hemmte mich, zog mich zurück. Ich bedauerte das, konnte aber nichts dagegen tun, weil ich nicht wusste, was es war, das mich zurückbringen wollte in die Welt der klaren Umrisse und der deutlichen Wahrnehmungen. Allmählich merkte ich es zu meinem eigenen Erstaunen, dass ich selbst es war. Mein eigener Wille versagte mir den Fall ins schwerelose Nichts.

Jetzt war ich wach. Schweißgebadet – sicher nicht nur wegen der Hitze – und mit hämmerndem Herzen lag ich auf meiner Koje und dachte darüber nach, ob ich eben fast in eine Ohnmacht oder in einen erlösenden Schlaf gefallen wäre. Ich wusste es nicht.

Aber ich hatte Angst. Angst, über mich selbst die

Kontrolle zu verlieren. Angst, die Apathie oder das Nichts so schön zu finden, dass ich ihm angesichts der qualvollen Wirklichkeit nicht mehr widerstehen konnte. Nein, ich durfte nicht ohnmächtig werden vor Schwäche. Nein, ich wollte nicht wahnsinnig werden. Ob wohl ein Irrer unter seinem Zustand leidet? Schrecklich, wenn man in etwas Schrecklichem glücklich ist! Nein, ich musste wach bleiben und Herr meiner selbst!

Ich stand auf und ging in unserer Kajüte auf und ab, wie ein Tier in seinem Käfig, stets mit den gleichen Schritten, immer an der gleichen Stelle. Aber auch das wurde mir erst bewusst, nachdem diese Mechanik schon lange Zeit so abgelaufen war. Ich zwang mich, andere Schritte zu machen, mal große und mal kleine.

Dumpf lag das Gefühl in mir, dass der Kampf, den ich mit mir selbst zu kämpfen hatte, schwerer und gefährlicher war als etwa der, den ich vor einigen Stunden mit meinem Mitreisenden durchzustehen hatte. Wenn ich mich selbst aufgab, wenn wir vier uns aufgaben, dann waren wir verloren. Wir mussten den Kampf aufnehmen gegen unsere eigene Schwäche und Müdigkeit, gegen Resignation und unkontrollierte Gefühlsausbrüche. Wir waren in der Lage eines Menschen, der sich an einem Seil hält, das über einen Abgrund gespannt ist. Loslassen wäre das Bequemste, aber es wäre das Ende.

Erst jetzt wurde mir bewusst, dass Weißgerber schon seit einiger Zeit halblaut schluchzte. Von den beiden anderen rührte sich niemand.

Ich setzte mich auf seine Koje und stieß ihn behutsam an. »Was ist denn, Weißgerber? Was hast du denn?«

Er wandte sich um und sah mich mit weit aufgerissenen und in Tränen schwimmenden Augen an. Es war merkwürdig und berührte mich unangenehm, den großen kräftigen Mann so zu sehen.

Er blickte mich eine Weile an, als sähe er durch mich hindurch.

Ich bekam Angst vor diesem Blick. »Sag doch was, Weißgerber! Irgendetwas!«

Es dauerte nochmal einige Zeit, die mir wie eine Ewigkeit erschien, bis er langsam den Mund öffnete. Aber kein Laut drang heraus. Seine Lippen bewegten sich, formten Worte, aber ich konnte sie nicht hören.

»Du muss wach werden, Weißgerber!« Ich schüttelte ihn. »Du musst wach werden! Hörst du mich? Ich verstehe dich nicht! Sag doch etwas!«

Er setzte sich in seinem Bett auf, rieb sich mit den Fäusten im Gesicht, verschränkte die Hände hinter den angezogenen Knien und sah mich an.

»Glaubst du, Linz, ich bin verrückt?«, fragte er. »Sag's mir ehrlich. Ich weiß es nämlich nicht sicher.«

»Ach was, nein! Aber sag mir, was du hast. Warum hast du so geschluchzt?«

»Wenn ich es dir sage, wirst du doch glauben, ich bin verrückt.«

»Nein, bestimmt nicht. Ich verspreche es dir.«

Er holte tief Atem und sagte leise und bedächtig: »Das alles ist Strafe.«

Ich wartete, weil ich annahm, dass er weitersprechen würde. Aber er schwieg. So fragte ich: »Was für eine Strafe? Und von wem? Und wofür?«

»Das kann ich dir nicht sagen, aber es ist die Strafe«, antwortete er.

»Weißgerber!«, begann ich, ihm zuzureden. »Wenn man in einer solchen Lage ist wie wir, dann stellt man sich allerlei vor. Die Fantasie wird von der Angst beflügelt und man bekommt ganz unnüchterne Gedanken. Mir ging es auch so. Aber wir müssen uns dagegen wehren. Wir müssen –«

»Lass nur!«, unterbrach er mich sanft lächelnd. »Gib

dir keine Mühe, mir das auszureden. Ich weiß sehr wohl, was ich sage. Ich werde auch nicht von meiner Fantasie zum Narren gehalten. Es ist alles nachprüfbar. Auch für einen klugen Menschen, wie du einer bist, wäre es nachprüfbar. Nur kann ich es dir nicht erzählen.«

Was sollte ich da erwidern? Ich wusste ja nicht einmal, was er meinte, geschweige denn, dass ich eine Antwort hätte geben können.

Dann setzte Weißgerber noch einmal an: »Ich weiß, ich habe ganz unsinnig gehandelt, gestern, mit dem Schwein. Oder war es heute? Oder vor einer Woche? Ich wusste nicht, was ich tat. Aber jetzt weiß ich es. Jetzt sehe ich klar, wie nie zuvor in meinem Leben. Glaube mir!«

Wieder schwiegen wir eine Weile, bis er fortfuhr: »Es kann doch kein Zufall sein. Es sind so viele Einzelheiten, die genau zutreffen, so viele! Dieses Gefängnis hier, diese Gluthitze, der man nicht entfliehen kann. Und dann das Schwein. Es quiekte genauso, ganz genauso. Und soll ich dir etwas sagen, Linz: Ich höre es immer noch! Ja, ich weiß, ich habe es getötet, es kann keinen Laut mehr von sich geben. Aber ich höre es immer noch. Du hörst es sicher nicht, oder?«

»Nnnnein, Weißgerber, ich höre es nicht.«

»Siehst du, das ist der Beweis. Ich höre es, obwohl es nicht mehr da ist. Du kannst sagen, was du willst. Mir steht das gleiche Ende bevor. Ich weiß es ganz sicher. Meine Tat hat mich eingeholt.«

Ich musste an die Worte in Veits Tagebuch denken, sie alle drei seien auf der Flucht.

Nach einigen Augenblicken fuhr er fort: »Ich wollte fliehen vor der Tat, ganz schnell, ganz weit fort. Aber ich war nicht schnell genug. Vielleicht war es die Flaute. Wir sind nicht vorwärtsgekommen und da hat mich

meine Tat eingeholt. Sie braucht doch keinen Wind, um vorwärtszukommen, nicht wahr Linz?«

Mir war ganz unheimlich. Er sprach in einer Weise, die ganz vernünftigen Menschen eigen ist, wenn sie etwas Ernstes besprechen. Aber der Inhalt seiner Worte erschien mir so wirr.

»Ich weiß nicht, was du meinst, Weißgerber!«, gab ich zögernd zur Antwort.

»Nein, das weißt du nicht, natürlich nicht. Vielleicht erfährst du es noch. Aber nun komm, lass uns von etwas anderem sprechen.«

Ich wartete darauf, dass er ein anderes Thema ansprach, aber offenbar fiel ihm nichts ein. Oder er konnte seine Gedanken nicht von dem lösen, was ihn beschäftigte. Jedenfalls schwiegen wir beide und sahen aneinander vorbei.

Da hörten wir die Stimme Veits über uns. »Wir könnten ja noch mal ein bisschen Karten spielen.« Es klang so, als hätte er die ganze Zeit über unser Gespräch aufmerksam verfolgt und wollte mit seinem Vorschlag unserer Verlegenheit nach einem anderen Thema abhelfen.

Ohne unsere Zustimmung abzuwarten, sprang er herunter und setzte sich auf einen der Hocker. Mir war zwar nicht danach zumute, aber ich sah ein, dass ein Spiel das beste war, was wir gegen diese gefährliche innere Abstumpfung tun konnten, gegen die anzugehen ich mich ja entschlossen hatte. Langsam – jede heftige Bewegung trieb uns den Schweiß aus allen Poren – setzte ich mich zu Veit an den Tisch. Weißgerber folgte wie willenlos.

Ich kann nicht mehr abschätzen, wie lange wir so gespielt haben mochten. Die Zeit schien stehen zu bleiben. Allenfalls kann ich mich erinnern, dass ich etwa

zwölf bis fünfzehn Mal die Karten ausgegeben habe, sodass wir ungefähr vierzig Spiele gemacht haben.

Allmählich wurde uns auch das zur Qual. So waren wir froh, als sich durch lautes Rufen auf dem Deck eine Abwechslung ankündigte.

Wir gingen zur Tür und blickten durch die Ritzen. Offenbar hatte der Kapitän den Maat zu sich hereingerufen und ihm Befehle erteilt. Denn der Seemann ging nun von einem zum anderen und rüttelte die leblosen Gestalten auf.

»Aufstehen, ihr Schwächlinge!«, rief er. »Alle Mann antreten!«

Ein müder Haufen elender Gestalten sammelte sich mürrisch um den Maat.

»Was ist denn los?«

»Lass uns in Ruhe.«

»Seid ihr lahmen Hunde unfähig, einem Kameraden einen würdigen Abschied zu geben?«

Tatsächlich, jetzt sahen wir es: An der Bordwand drüben lag immer noch der in Leinwand eingenähte Leichnam des Matrosen, der an der Pest gestorben war. Offenbar waren sie bei dem ersten Versuch, ihn zu bestatten, von dem kurzen Einsetzen des Windes überrascht worden und hatten dann in ihrer Enttäuschung nicht mehr die Kraft gefunden, die Sache zu Ende zu führen oder es einfach vergessen.

Von Feierlichkeit war nichts zu merken. Die Männer standen ungeordnet herum, in reichlichem Abstand von dem Toten, um sich nicht anzustecken. Einige setzten sich im Hintergrund einfach wieder auf die Decksplanken.

Der Maat versuchte stockend ein paar passende Worte zu sagen, was ihm aber nicht recht gelang. Dann winkte er dem Herrnhuter zu, der an die Reling gelehnt dastand, mit einer dicken Bibel in der Hand.

Der Missionar trat vor. Er sah sehr schwach aus und ich hatte den Verdacht, dass das nicht nur die allgemeine Kraftlosigkeit infolge der Hitze war, sondern dass er sich bereits die Pest geholt hatte. Ich fürchtete für ihn.

Nun schlug er seine Bibel auf und las daraus vor. Seine Stimme hatte keinen Klang mehr. Damit sie aber bis zum Letzten dringen sollte, versuchte er, laut zu sprechen. So wurde seine Stimme unangenehm hoch und quiekend.

Und trotzdem muss ich sagen, dass mich selten eine Lesung aus der Heiligen Schrift so sehr aufgewühlt hat wie diese. Er las aus der deutschen Bibel, weil an Bord wohl keine niederländische aufzutreiben war. Aber die Seeleute verstanden die Worte offenbar genau.

»Herr Gott, du bist unsere Zuflucht für und für. Ehe denn die Berge wurden und die Erde und die Welt geschaffen wurden, bist du Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit. Der du die Menschen lässest sterben und sprichst: Kommt wieder, Menschenkinder.«

Ergriffen lauschten die Männer, die sonst für religiöse Dinge wenig Interesse hatten. Keiner konnte sich der Wahrheit dieser alten kraftvollen Psalmworte entziehen, hatten sie doch alle den Tod und die Vergänglichkeit des Lebens vor Augen.

Auch wir hinter unserer Tür lauschten angestrengt, um uns keins dieser Worte entgehen zu lassen, die nun der Herrnhuter nach längerer Pause weiter las.

»Denn tausend Jahre sind vor dir wie der Tag, der gestern vergangen ist und wie eine Nachtwache. Du lässest sie dahinfahren wie einen Strom; sie sind wie ein Schlaf, gleichwie ein Gras, das doch bald welk wird, das da frühe blüht und bald welk wird und des Abends abgehauen wird und verdorrt.«

Ich blickte in das welke Gesicht des Mannes, der diese Worte las und ahnte in diesem Augenblick, dass



er seine eigene Geschichte wiedergab. Er musste wohl fühlen, dass auch ihn der Tod bedrohte.

»Das macht dein Zorn, dass wir so vergehen, und dein Grimm, dass wir so plötzlich dahin müssen. Denn unsere Missetat stellst du vor dich und unsere unerkannte Sünde ins Licht vor deinem Angesicht.«

Weißgerber wandte sich von der Tür ab, ließ sich schwer auf einen Hocker fallen und legte seinen Kopf auf die über dem Tisch verschränkten Arme.

Veit, der mich schon einmal mit seiner Kenntnis der Choräle überrascht hatte, begann leise auswendig mit zu zitieren.

»Darum fahren alle unsere Tage dahin durch deinen Zorn. Wir bringen unsere Jahre zu wie ein Geschwätz. Unser Leben währt siebzig Jahre und wenn's hoch kommt, so sind's achtzig Jahre und wenn's köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen; denn es fährt schnell dahin, als flögen wir davon. Wer glaubt aber, dass du so sehr zürnest, und wer fürchtet sich vor solchem deinem Grimm? Lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden.«

Der Herrnhuter sah sich um. Alle hingen an seinen Lippen.

»Meine Freunde«, begann er seine Rede, »was wir hier gelesen haben ...«

Plötzlich erschreckte uns Oertzen, als er laut rief: »Nun ist es genug! Er soll aufhören!«

Einige der Seeleute, die das gut hören konnten, blickten sich zu uns um.

»Sei still!«, fuhr ich Oertzen wütend an. »Ich will das hören!«

Er brüllte vielmal lauter, als es nötig gewesen wäre, um sich uns verständlich zu machen: »Du brauchst das nicht zu hören! Das geht dich nichts an! Den Mann,

der da liegt, hast du gar nicht gekannt. Also – warum willst du dann seine Trauerfeier hören?»

»Das geht dich nichts an! Ich will es eben hören!«

»Aber ich will es nicht. Du sollst dich nicht von diesem frommen Spinner beschwatzen lassen. Tod, Ewigkeit – wenn ich das schon höre! Ewigkeit gibt es nicht und der Tod interessiert mich noch nicht. Ich will leben, hörst du? Ich will leben!«

»Wenn du nicht sofort still bist, du gemeiner Kerl ...«

»Was dann, he?« Er ging langsam rückwärts, um mich im Auge behalten zu können, zu seiner Kiste mit den Waffen.

Ich kochte vor Wut. Nur weil es diesem Wüstling nicht gefiel, konnte ich nicht hören, was da draußen gesprochen wurde. Ich hätte ihn vor Zorn in Stücke reißen mögen.

Veit stellte sich zwischen uns. »Lass ihn, Linz! Sei ruhig und beherrsche dich.«

Eben hatte ich mir vorgenommen, besonnen zu bleiben, doch jetzt fiel es mir schon fast zu schwer. Aber Veit hatte recht. Es war das einzig Vernünftige, jetzt ruhig zu bleiben. Ich legte mich auf meine Kojen und vergrub mein Gesicht im Kissen.

Oertzen lachte hässlich und triumphierend. Als das Vergnügen seinen Reiz zu verlieren begann, hörte er jedoch nicht auf, sondern lachte laut weiter, aber gezwungen und unecht. Ganz offensichtlich wollte er keine Pause entstehen lassen, in der ich auch nur einen Satz von dem hätte verstehen können, was da draußen gesprochen wurde. Schließlich, als ihm das Lachen zu anstrengend wurde, fing er sogar an zu singen.

Wie kann ein Mensch nur so unvorstellbar böse sein, musste ich immer wieder denken. Ich war froh, meine Wut langsam vergessen zu können. Fast empfand ich so etwas wie Mitleid mit diesem Mann.

Als sich bei einer der Atempausen in diesem gewollten Lärm herausstellte, dass die Bestattungsfeier beendet war, schwieg auch Oertzen. Es war wie eine Erlösung.

Schließlich lagen wir alle wieder schweigend auf unseren Kojen und dösten dem Abend entgegen.

Oertzen stand nach einiger Zeit auf, um sich einen Schluck Wasser zu holen. Dann kam er mit dem Becher und hielt ihn mir hin. »Willst du auch mal?«

Dieser Mann war unberechenbar! Eben noch hatte er mich zur Weißglut gebracht und jetzt war er die Freundlichkeit in Person!

Aber so schnell konnte ich seinem Stimmungsumschwung nicht folgen. Ich drehte mich ohne ein Wort zur Wand.

»Sei mir nicht böse, Linz«, schmeichelte er. »Es war nicht böse gemeint.«

»Dummes Geschwätz! Wie war es denn gemeint?«

»Nimm's mir nicht übel, Linz! Komm, sei mein Freund! Hier, trink einen Schluck.«

Ich war dazu außerstande und rührte mich nicht.

»Schau mal, die Pferde sind mit mir durchgegangen. Vergiss es doch! Ich stelle den Becher hier auf das Fass, da kannst du ihn nachher trinken.«

Dann legte er sich ohne ein weiteres Wort wieder in seine Koje.

War dieser sanfte Ton geheuchelt? Oder empfand er jetzt wirklich so ganz anders als vorhin? Warum warb er plötzlich wieder so um mich? Ich konnte mir das alles nicht erklären.

In unserer Kajüte war wieder Ruhe eingekehrt. Wir hingen unseren Gedanken und Tagträumen nach.

Ich dachte an zu Hause.

Ich sehnte mich in unsere Wohnung, in die sauberen und gepflegten Räume, sehnte mich nach einem

Bad für meinen schmutzigen Körper, nach einem kühlen Trunk statt des brakigen Wassers, nach Menschen, mit denen ich mich vernünftig unterhalten konnte, statt dieser drei Männer, die immer wirrer redeten und – je mehr ich sie kennenlernte – mir noch fremder wurden. Ich sehnte mich unter andere Menschen, junge Menschen, wie ich, gebildete Menschen, Frauen. Ja, wie klangen eigentlich deren Stimmen? Was für eine Atmosphäre pflegten die Frauen in unserem Haus zu verbreiten! Und dann hätte ich so gern auf dem Stuhl meines Barbiers gesessen und mir den wüsten Bart abrasieren lassen, der sich inzwischen um meinen Mund gebildet hatte – ordentlich mit Seife und einem sehr scharfen Rasiermesser.

Einige Zeit hing ich diesen Gedanken nach. Aber hatte ich nicht bei Antritt der Reise alles das verächtlich gefunden, mich davon lossagen wollen? War mir diese gepflegte Welt meiner reichen Verwandten und Bekannten nicht hohl vorgekommen?

Wenn ich's mir recht überlegte, hielt dieses Urteil auch jetzt noch stand. Ich sehnte mich nach all den Annehmlichkeiten, aber nicht eigentlich nach dem Leben, das damit verbunden war. Wenn man im eigenen Schmutz fast umkam, war es sicher verständlich, dass man sich ein Bad wünschte. Damit musste man ja nicht alles gutheißen, was gemeinhin zu denen gehörte, die ein eigenes Bad in ihrem Hause hatten. Oder machte ich mir mit dieser Differenzierung nur selbst etwas vor? Ich wusste nicht, was ich von meinen eigenen Gedanken und Wünschen halten sollte. Ich war mir so unsicher wie nie zuvor.

Eins war nur klar: Was ich bisher zu Hause kennen gelernt hatte, das hatte mit dem eigentlichen Leben wenig zu tun. Je weiter ich mich zwangsläufig von der Lebensweise entfernt hatte, die ich gewöhnt war, desto

fader erschien sie mir. Je gefährlicher, bedrängender meine Lage wurde, desto fadenscheiniger erschien mir alles, was meine Jugend geprägt hatte. Je direkter ich dem Tod ins Auge sehen musste, desto zwingender stieg die Frage in mir auf, was denn eigentlich Leben sei.

Wenn Leben nicht gleich Luxus war, wie alle Welt glaubte, wenn es aber auch nicht das Gegenteil davon war – was war es dann? Es konnte ja wohl nicht mehr viel neben diesen Extremen geben, allenfalls dazwischen. Also musste Leben, wenn es ein wirkliches, sinnerfülltes gab, unabhängig von den Umständen möglich sein. Großartig wäre es, wenn es das gäbe: einen bleibenden Wert, der einem menschlichen Dasein zugeordnet werden könnte, aufgepfropft sozusagen. Tragisch, wenn es das nicht gäbe. Dann wäre alles sinnlos. Dann wäre es das einzig Sinnvolle, dem Leben und damit der Sinnlosigkeit ein Ende zu machen. Einen Weg zu gehen, ohne zu wissen, woher man kommt, wohin man will, warum oder wofür man ihn geht – das ist unerträglich.

Irgendeine Stimme in mir sagte: Vorsicht mit gewagten Gedanken oder Entschlüssen! Du bist nicht mehr in der Lage, nüchtern zu denken. Lege all deine Philosophien beiseite und hole sie erst wieder hervor, wenn du wieder völlig Herr deiner Sinne und Gefühle und Empfindungen bist.

Aber dann war da eine andere Stimme, die sagte: Bleibe dran an deinen Problemen! Du bist einer Lösung näher als je zuvor. Wenn die normalen Verhältnisse erst wieder eingekehrt sind, wirst du auch wieder nur normale Gedanken haben, und das bedeutet: oberflächliche, leichte Gedanken. Erst jetzt, wo du von der Fessel deiner Alltäglichkeit befreit bist, siehst du die Dinge klar. Erst jetzt kannst du hinter die Dinge

sehen, die dir bisher allein ihre glänzende Vorderseite gezeigt haben – und entdecken, dass es nur Fassade war. Gib jetzt nicht auf! Lass reifen, was da in dir wächst! Suche nach einer Antwort, ehe du die Frage wieder verloren hast!

Ja, dazu war ich entschlossen. Ob sich für mein Leben ein Sinn finden ließ, wusste ich nicht. Aber ich wollte wenigstens danach suchen.

Ein Schuss bellte durch die Stille.

Wir sprangen auf und drängten uns an der Tür. Oertzen hatte den besten Platz und berichtete uns, was er sah.

»Sie haben auf den Maat geschossen. Aber es war wohl nur ein Warnschuss. Er ist unverletzt.«

»Vielleicht hat er mit ihnen wegen des Wassers geredet«, vermutete ich.

Da wurde unsere Aufmerksamkeit wieder ins Innere unserer Kajüte gelenkt. Weißgerber stand mitten im Raum, schaute mit gläsernem Blick an die Decke und murmelte fortwährend: »Jetzt geht es los! Jetzt ist es soweit! Nun kommt das Ende.«

Wir anderen schauten uns verwundert an.

Da ich schon einmal mit ihm gesprochen hatte, als er so ähnlich abwesend zu sein schien, fühlte ich mich verpflichtet, auch jetzt wieder auf ihn zuzugehen, obwohl ich beim besten Willen nicht wusste, was ich sagen sollte.

»Was geht los, Weißgerber? Es ist nichts! Der Schuss hat mit uns nichts zu tun. Die Meuterer im Vorschiff haben geschossen.«

»Ja, ich weiß«, gab er zur Antwort. »Aber ich weiß auch, dass das noch gefehlt hat. Nun ist alles genauso wie damals. Es ist alles über mich gekommen.«

»Komm, Weißgerber«, sagte ich sanft, »setz dich hin.«

Er riss sich mit einer heftigen Bewegung von meinem Arm los, mit dem ich ihn stützen wollte. »Du brauchst mich nicht wie einen Kranken zu behandeln oder wie einen Irren. Ich weiß wohl, was ich tue und sage.«

Die Situation war absurd. Da stand einer vor mir, der offensichtlich dummes Zeug redete, und behauptete energisch, er sehe alles ganz vernünftig. Und ich muss sagen, ich überlegte dauernd, ob er nicht recht hätte. Ich war mir gar nicht mehr so sicher, ob ich meine Umwelt und meine Situation richtig sah, oder ob nicht meine von Hitze, Schwäche und Angst aufgepeitschte Fantasie mir alles nur vorgaukelte, was ich wahrzunehmen meinte.

Ich ließ von Weißgerber ab.

Veit sprach mich an: »Es ist sein Gewissen.«

»Sein Gewissen?«

»Ja.« Dann wandte er sich Weißgerber zu: »Dir könnte geholfen werden – glaube ich.«

Der Elsässer sah ihn mit großen Augen fragend an.

»Du musst beichten«, sagte Veit.

Weißgerber erwiderte nichts und auch mir verschlug es die Sprache. Als erster fand Oertzen Worte: »Du spinnst nun wohl auch, wie?«

»Beichten?«, fragte Weißgerber zu dem Bayern hinüber, der inzwischen zu den Luken gegangen war und betont desinteressiert an dem, was seine Bemerkung ausgelöst hatte, hinaussah. »Ich habe noch nie gebeichtet, höchstens als Kind. Bei uns hielt man nicht viel davon und ich weiß auch gar nicht ...«

»Schon gut, schon gut!«, unterbrach Veit ihn barsch. »Du musst ja nicht! Ich wollte dir mit meinem Vorschlag ja nur einen Gefallen tun. Aber wenn du nicht willst, ist es mir genauso recht. Es interessiert mich auch gar nicht. Also reden wir nicht mehr davon.«

»Moment – wer sagt denn, dass ich nicht will? Vielleicht will ich doch! Es ist sicher gut, wenn ich das alles mal mit jemandem bespreche.«

Ich wandte ein: »Aber mit wem denn?«

Weißgerber sah sich um. »Mit dir, Veit. Willst du mir den Gefallen tun?«

»Nein, nein«, wehrte der entschieden ab, »mit mir nicht!«

»Wie wäre es mit dir, Linz? Du bist zwar noch jung, aber ich habe Vertrauen zu dir ...«

»Unmöglich, Weißgerber. Ich will dir zwar gern helfen und du kannst mir auch gern erzählen, was dich bedrückt. Aber das ist ja noch keine Beichte. Ich kann dir doch keine Absolution erteilen.«

Weißgerber sah mich mit flehendem Blick an. »Versuch's doch mal!«, bat er fast schüchtern.

Mir wurde abwechselnd heiß und kalt. Es war mir schrecklich, diesen Mann mit seiner inständigen Bitte abzuweisen. Aber ich musste es doch tun. Ich konnte ihm nicht helfen. »Nimm's mir nicht übel, Weißgerber, aber das ist ganz unmöglich!«

Oertzen knurrte mürrisch herüber: »Nun komm ja nicht auf die Idee, mich zu fragen!«

Noch einmal sah Weißgerber zu Veit hinüber. »Du hast den Vorschlag gemacht, Veit. Weißt du nicht, was man da machen muss? Hilf mir doch bitte!«

»Nein!«, brüllte der, aus unerklärlichen Gründen überlaut. »Ich nicht! Such dir einen anderen! Das ist mein letztes Wort!«

Der kräftige Elsässer, dessen Körper sich bei dem Gedanken an die Möglichkeit, seine seelische Last loszuwerden, sichtlich aufgerichtet hatte, sackte nun in sich zusammen. Es gab mir einen Stich ins Herz, das zu beobachten. Wie ein waidwund geschossener Hirsch erschien er mir, der überall einen Ausweg durch die



Kette der Jäger und Treiber sucht und schließlich zusammenbricht.

»Ich wüsste eine Möglichkeit«, hörte ich mich da sagen, obwohl ich den Gedanken, der eben in mir aufgetaucht war, noch nicht zu Ende gedacht hatte. Ich musste verhindern, dass er ganz in Hoffnungslosigkeit versank.

Sofort richtete er sich wieder auf. »Was für eine Möglichkeit?«

»Du kannst mit dem Herrnhuter sprechen. Er ist doch ein frommer Mann.«

Ein Leuchten ging über sein Gesicht. »Natürlich! Ich habe immer nur an uns hier gedacht. Er wird mir helfen.«

Sofort stand er auf.

»Einen Augenblick mal!«, rief Oertzen dazwischen. »Dir ist doch wohl klar, dass du dann nicht mehr hier hereinkommst, wenn du mit dem gesprochen hast! Der Mann ist von der Pest angesteckt. Das habe ich vorhin klar gesehen.«

»Reg' dich nicht auf!«, unterbrach ihn Weißgerber. »Dann bleibe ich eben draußen.«

»Du bleibst draußen?« Das konnte Oertzen nicht fassen.

Veit warnte: »Aber du wirst vielleicht selbst die Pest kriegen! Lass es lieber, so wichtig wird es wohl nicht sein, dass du dich deshalb in eine so große Gefahr begibst.«

Ich meldete mich nochmals zu Wort: »Ich war noch nicht fertig mit meinem Vorschlag. Du kannst hier drin bleiben und durch die geschlossene Tür mit ihm reden. Das heißt, wenn es dir nichts ausmacht, dass wir dann auch hier sind und notgedrungen das eine oder andere mitbekommen.«

Er sah mich dankbar an. »Ja, so mache ich's!« Wie

ein Kind kam er mir vor, das so verängstigt ist, dass es sich nicht entscheiden kann. Jeweils der letzte Rat schien ihm der beste zu sein. Da nun nach mir niemand mehr etwas sagte, war mein Vorschlag angenommen.

Oertzen fühlte sich verpflichtet, auch einen positiven Beitrag zu leisten, öffnete die Tür und rief einigen Matrosen zu, die in der Nähe im Schatten lagen, sie sollten den Missionar herschicken.

Aber niemand rührte sich. Erst als Oertzen sie zum wiederholten Male bat, rief einer herüber: »Geh doch selbst, wenn du was von ihm willst!«

So blieb uns nichts anderes übrig, als abwechselnd Wache zu halten und darauf zu warten, dass der Herrnhuter irgendwann erschien.

Erst als gerade die Sonne untergegangen war, sahen wir ihn. Er war im Begriff, in die Kajüte des Kapitäns zu gehen. Wir riefen ihn heran und vereinbarten, dass er noch heute Abend kommen sollte, wenn er alle Pflichten erfüllt hatte, die mit seiner Krankenpflege verbunden waren.

Ich lag auf meiner Koje und überdachte die einzelnen Stationen dieses ereignisreichen Tages.

Es war still und dunkel geworden. Das Schiff lag so ruhig auf dem Wasser, als sei es ein Haus auf festem Land. Schweigen brütete über uns.

Es ist schon etwas Merkwürdiges mit dem Menschen. Er tut sich mit anderen zusammen und baut sich einen Apparat, ein Schiff, mit dem er ein ihm völlig fremdes Element beherrscht. Was für ein Mut dazugehört! Das fiel mir jetzt in der stillen Einsamkeit auf dem spiegelglatten Ozean viel deutlicher auf als im Kampf mit dem Sturm.

Warum eigentlich bleibt der Mensch nicht da, wo er geboren ist? Warum überquert er Meere und Konti-

nente? Warum baut er Wagen und Schiffe, warum lernt er die Kraft des Windes zu beherrschen und seinen Standort auf dem unendlichen Ozean mit Hilfe der Gestirne zu bestimmen?

Das ist dem Menschen eigen, sagen einige Philosophen, immer weiter vorzudringen auf der Erde, immer weiter in ihrem Forschen und Wissen, immer weiter in ihrem Streben nach Reichtum, Glück und Sicherheit.

Ob sie je an ein Ziel kommen? Wenn sie einmal die ganze Erde erforscht haben, ob sie dann zufrieden sind? Wenn nicht, was erforschen sie wohl dann? Wenn sie einmal Reichtum und ein gutes Leben für alle erreicht haben, ob sie dann glücklich sind? Oder liegt das Glück vielleicht gar nicht im Erreichten, sondern immer nur im Streben danach?

Vielleicht muss es ja auch so sein, dass sich immer neue Räume anbieten, kaum dass die jetzt bekannten erschlossen sind. Oder ob es eine Grenze gibt, über die nie ein menschlicher Fuß tritt? Ob es Bereiche gibt, in die nie ein menschlicher Blick eindringt? Ob es Welten gibt, die kein menschlicher Geist sich vorstellen, geschweige denn erforschen kann?

Ich hatte mir bisher nicht vorstellen können, dass es unüberwindliche Grenzen geben könnte. Aber nun stieß ich überall auf sie. Die seemännischen Fähigkeiten der Schiffsbesatzung waren am Ende, nur weil der Wind aufhörte. Unsere seelischen und körperlichen Kräfte waren am Ende, nur weil wir ein paar Tage in dieser Kajüte eingesperrt waren. Mit dem, was wir zur Zeit mit Weißgerber erlebten, zeigte sich eine Grenze, die bisher überhaupt noch nicht in mein Blickfeld gekommen war: die Unfähigkeit, die eigene Vergangenheit loszuwerden, das Gewissen von Schuld zu befreien. Und in all dem rückte mir eine Grenze bedrohlich

nahe, von deren Existenz ich natürlich gewusst, die ich aber bisher einfach nicht beachtet hatte: die Grenze zwischen Leben und Tod.

Worin besteht das Menschsein? Darin, sich mit dem zufriedenzugeben, was man vorfindet? Dann unterscheidet er sich nicht von dem Tier, etwa von dem Schwein, das Weißgerber erstochen hat. Der Sinn seines Daseins bestand in nichts weiter, als zuzunehmen und eines Tages geschlachtet zu werden. Ein Tier merkt das nicht, weil es nicht denken kann. Ein Mensch aber, der über diese Dinge nachdenken kann und es doch nicht tut, macht sich selbst zum Tier. So war es bis dahin mit mir gewesen.

Oder besteht das Menschsein darin, sich eben nie zufriedenzugeben, immer erfolglos zu suchen, an Grenzen zu stoßen und sich an ihnen wundzureiben?

Galt es, sich für eine dieser traurigen Möglichkeiten zu entscheiden? Oder einen Mittelweg zu finden? Oder gab es eine Art Leben, die über all dem stand? Ein geistiges Wachsein ohne Verzweiflung und eine Zufriedenheit ohne Stumpfsinn? Ein Glück, das nicht vom aufgeblähten Luxus abhing, der mich anekelte, jedenfalls in der Art, wie ich ihn kennen gelernt hatte? Eine Geborgenheit, die nicht auf Kosten anderer erkämpft und mit Gewalt oder Geld abgesichert werden musste, sondern die einfach da war?

Klopfen an der Tür riss mich aus meinen Gedanken. Weißgerber sprang hin und rief durch die Bretter: »Seid Ihr es, Buchenau?«

»Ja, ich bin's. Ich setze mich hier hin, dann können wir leise miteinander sprechen. Haltet Euer Ohr an die Tür. Könnt Ihr mich ...«

Die Worte waren für uns nicht mehr zu verstehen, aber Weißgerber sagte: »Ich höre Euch gut.«

Die Situation war absurd. Unsere Kajüte war zum

Beichtstuhl geworden. An der Tür kniete der große Mann aus Straßburg und wandte uns den Rücken zu. Das Knien war allerdings kein Zeichen der Frömmigkeit, sondern ergab sich aus der Notwendigkeit, Mund und Ohr möglichst dicht an die Bretter zu halten. Wir anderen drei lagen auf unseren Kojen und wussten nicht, ob wir gerührt, belustigt oder verschämt sein sollten. Keiner ließ sich anmerken, ob er der Sache überhaupt Aufmerksamkeit schenkte.

Es zeigte sich, dass ich an meinem Platz zwar Wort für Wort von dem verstehen konnte, was Weißgerber sagte, aber nichts von dem, was durch die Tür drang.

Zunächst versuchte ich aus anezogenem Anstand bewusst wegzuhören und meine Gedanken auf etwas anderes zu konzentrieren. Aber was da geflüstert oder leise gesprochen wurde, drang so aufdringlich an mein Ohr, dass ich den Versuch bald aufgab.

Wenn ich nun berichte, was ich auf diese Weise zu hören gezwungen war, so will ich vorausschicken, dass mir Weißgerber, mit dem ich später darüber sprach, das ausdrücklich zugestanden, ja mich sogar darum gebeten hat.

»Soll ich alles erzählen?«, fragte Weißgerber.

Nach der für mich unverständlichen Antwort fuhr er fort: »Ja, eine bestimmte Sache. Aber sie hat ihre Geschichte.« Abermals war Pause. Dann hörte ich: »Ganz selten gingen wir in die Kirche und ich persönlich habe mich kaum damit befasst. Als ich größer wurde, erst recht nicht mehr.«

Es folgten ein paar Gesprächsfetzen, die mir nicht mehr in Erinnerung sind, weil ich ihren Sinn nicht erkannte. Dann begann Weißgerber seine Geschichte zu erzählen.

»In einem kleinen Dorf im Elsass bin ich aufgewachsen. Wir hatten einen kleinen Bauernhof. Natürlich ge-

hörte uns das Land nicht, wir mussten viel an den Grafen abgeben. So konnte ich denn auch, als ich herangewachsen war, nicht auf dem Hof bleiben, den mein älterer Bruder übernehmen sollte.

Längere Zeit zog ich durch die Provinz und versuchte hier und da Arbeit zu bekommen. Wohl konnte ich in der Erntezeit manches Mal helfen – ich hatte gelernt, kräftig zuzupacken –, aber in den Zeiten, wenn weniger Arbeiter gebraucht wurden, sah es schlecht aus. Schließlich kam ich bei einem Schmied unter, der sich von meinen kräftigen Armen eine wesentliche Hilfe versprach. Aber nach zwei Jahren musste er mich wieder fortschicken, weil es, als wir alle liegengebliebene Arbeit erledigt hatten, nicht mehr genügend für zwei gab.

Wieder begann ein zielloses Suchen. Ich hatte irgendwo ein Mädchen kennen gelernt, das ich gern heiraten wollte. Der Vater wollte aber davon nichts wissen, solange ich nicht in Arbeit und Brot war.

Schließlich brachte mich jemand zu einem Werber für die königliche Armee. Weil ich gesund und geschickt war, nahmen sie mich gern. Das Leben dort war hart und manchmal grausam. Aber ich hatte nun wenigstens einen sicheren Broterwerb.

Während des ersten Urlaubs – ein Jahr, nachdem ich meinen Dienst aufgenommen hatte – reiste ich mit dem ersparten Sold zu meinem Mädchen. Was für eine Enttäuschung, dass sie inzwischen mit einem anderen Mann verlobt war! Außerdem sagte der Vater, wäre eine Anstellung in der Armee sowieso nicht das gewesen, was ihn zufriedengestellt hätte.

In meiner Verbitterung ging ich nicht in meine Kaserne zurück, als der Urlaub abgelaufen war. Was sollte ich nun noch dort? Ich zog weiter durchs Land. Durch Zufall hörte ich schließlich von einem Gastwirt,

bei dem ich öfter eingekehrt war, dass die Soldaten mich suchten. Ich war ein Deserteur.

Mir war gar nicht recht klar gewesen, was ich tat. Nun aber war es zu spät. Ich wurde verfolgt. In der nächsten Zeit versuchte ich, mich wieder nach Hause durchzuschlagen, immer durch die Wälder. Nach einigen Tagen aber hatten sie mich. Jemand, bei dem ich mir etwas zu Essen gekauft hatte, hatte mich den Schergen verraten.

Der Hauptmann meiner Kaserne ließ mich verprügeln wie einen Hund und sperrte mich für einige Tage ein. Dann begann das Soldatenleben mit vermehrter Härte.

Eines Tages hielt ich es nicht mehr aus und desertierte erneut, diesmal wissentlich. Wieder begann eine unruhige Zeit. Ich muss sagen, dass ich jetzt auch nicht mehr alles kaufte, was ich brauchte – worauf ich bis dahin immer Wert gelegt hatte. Ich stahl mal hier etwas, mal dort etwas. Einmal verließ ich auch einen Bauern, der mich für nichts weiter als für Nachtlager und kärgliches Mahl von früh bis spät auf seinem Acker arbeiten ließ. Bei Nacht und Nebel nahm ich seine Kasse mit, die ich zufällig in einem Schrank entdeckt hatte.

Es soll keine Entschuldigung sein, nur eine Erklärung, wenn ich meine Gedanken schildere, die mich dazu gebracht haben. Ich fühlte mich von den Menschen, vom Schicksal und vielleicht auch von Gott ungerecht behandelt. Ich hatte mein bestes gegeben. Ich verstand genauso zu arbeiten wie andere und war auch willig dazu. Und doch brachte ich es zu nichts. Man stieß mich herum und sah auf mich herab. Man hatte mir mein Mädchen weggenommen. Man hatte mich eingesperrt. Ich musste mich verstecken und unter falschem Namen auftreten. Jetzt, fand ich, war ich mal

dran, mir zu nehmen, was ich nehmen konnte. Reich werden wollte ich dabei nicht, aber leben. Darauf hat doch jeder ein Recht, sagte ich mir immer wieder. Zu heißblütigem Zorn war ich gar nicht fähig, das entspricht nicht meiner ruhigen Art. Aber mit einer – ich möchte sagen: sachlich-nüchternen Boshaftigkeit nahm ich mir, was ich zum Durchkommen brauchte.

Etwa zwei Jahre ging das so, dann geriet ich durch einen unglücklichen Zufall wieder in die Hände der Soldaten. In den Untersuchungen kamen auch einige meiner Straftaten ans Licht, so dass ich nun zusammen fünf Jahre in militärischer Haft und in zivilen Gefängnissen zubrachte. Am schlimmsten war es bei den Soldaten. Der Hauptmann, der mich schon beim ersten Mal so streng behandelt hatte, ließ sich immer neue Schikanen einfallen, die zwar meistens nicht körperliche Schmerzen verursachten wie seine berüchtigten Prügelstrafen, die aber meine Achtung vor mir selbst herabsetzen sollten. Wo es nur ging, ließ er mich spüren, dass ich in seinen Augen kein Mensch war, sondern höchstens ein tierisches Wesen, mit dem er seinen Spaß treiben konnte.

Als ich endlich frei kam, war aus mir ein anderer Mensch geworden. Ich war verbittert, aber noch mehr ängstlich, verschüchtert. Zum Stehlen hatte ich keinen Mut mehr. Arbeit gab mir niemand, wohl weil ich einen heruntergekommenen Eindruck machte. Halb verhungert schleppte ich mich von Ort zu Ort, auf die Barmherzigkeit der Leute angewiesen.

Aber dann kam die Revolution und alles wurde anders. Erste Nachrichten von den Ereignissen in Paris erreichten mich, als sie schon einige Zeit im Gange waren. Ausgestoßen von der Gesellschaft sah ich hier eine großartige Möglichkeit, mir endlich das Recht zu verschaffen, das mir bisher vorenthalten worden war.



Bald hatte ich Gelegenheit, mich einer Horde umherziehender Revolutionäre anzuschließen. Wir überfielen die Häuser reicher Leute, jagten sie davon und machten reichlich Beute. Überall, wo wir auftauchten, jagten wir die Adeligen und andere, die bisher privilegiert waren, in panischem Schrecken davon. Diese Erfolge, die Macht, die wir hatten, versetzten mich in eine Art Rausch. Endlich war ich nicht mehr geknechtet und getreten. Endlich mussten sich einmal die anderen vor mir fürchten, statt umgekehrt.

Der besondere Eifer, den ich bei diesen Beutezügen zeigte, und die körperliche Überlegenheit über die meisten anderen, ließen mich bald zum Anführer der Horde werden. Mein Wort galt, zumal ich durch meine Zeit beim Militär manche Kenntnisse hatte, die ich jetzt gut anwenden konnte. Meine gutmütige Wesensart, die ich als junger Mensch gehabt hatte, war ausgelöscht und äußerte sich höchstens noch darin, dass ich darauf achtete, dass bei unseren Überfällen niemand umgebracht wurde.

Wir hatten während der ganzen Zeit Kontakt mit anderen Gruppen. Eines Tages erreichte uns die Aufforderung, nach Paris zu ziehen und uns dort mit anderen zu treffen. Wir raubten uns durch das Land nach Norden.

Nach einigen Tagen begab sich etwas, das zunächst nur unwichtig schien, was aber tragische Folgen haben sollte.

Als wir eine Landstraße entlang zogen, entdeckte ich einen Wegweiser. Das Dorf, zu dem man auf einem Nebenweg gelangen konnte, trug den Namen des Hauptmanns, der mich in meiner Militärzeit so schikaniert hatte.

Wir lagerten uns und ich schickte einen Mann in das Dorf, der erkunden sollte, ob da ein Zusammen-

hang bestand. Er kam nach zwei Stunden wieder und berichtete, dass tatsächlich in einem alten Schlösschen ein Baron wohnte, der den Namen dieses Ortes trug und der einen Sohn beim Militär hatte. Dessen Frau und seine Kinder wohnten auch im Haus.

Aller Hass, der sich in jener Zeit in mir angestaut hatte, kochte erneut hoch. Alle Racheschwüre, die ich damals mehr oder weniger unbedacht gesprochen hatte, waren auf einmal lebendig. Ich befahl den Aufbruch in jenes Dorf.

Die Dämmerung brach schon herein, als wir dort ankamen. Etwas außerhalb der Ortschaft stand das stattliche Haus, umlagert von einigen Wirtschaftsgebäuden. Wir schlossen den Komplex ein, so dass niemand entfliehen konnte. Dann drang ich mit einigen Mann in das Haupthaus ein.

Wir eilten von Zimmer zu Zimmer, fanden aber niemanden. In unserer Wut, und um bequemer suchen zu können, verwüsteten wir alles. Wir rissen Gardinen herunter, zerschlugen kostbares Geschirr, warfen Möbelstücke aus den Fenstern.

Offenbar musste jemand die Bewohner gewarnt haben. Das konnte aber erst kurz vor unserem Eintreffen geschehen sein, denn aus herumliegendem Kinderspielzeug und einer angefangenen Mahlzeit auf dem Tisch schlossen wir auf eine überhastete Flucht. Sie konnten also nicht weit sein.

Ich gab Befehl, die Wirtschaftsgebäude zu durchsuchen. Das geschah zunächst ohne Erfolg. Aber als wir gerade ins Dorf abziehen wollten, hörten wir das Geschrei eines Kindes. Wir gingen dem Laut nach und bemerkten, dass er aus einem großen Stall kam, dessen oberer Teil als Scheune für Heu diente. Einige von uns stiegen hinauf. Als der erste oben war, wurde er angerufen und aufgefordert, stehen zu bleiben. Zwei

Musketen kamen in dem Heu zum Vorschein, ohne dass sich die Schützen zeigten.

Unsere Männer sprangen sofort herunter und liefen aus dem Gebäude. Wir forderten die Leute auf, ihre Waffen herab zu werfen und sich dann zu stellen. Niemand rührte sich.

Was hier zu tun war, bedurfte keiner langen Überlegungen. Wie froh wäre ich heute, wenn wir gezögert hätten. Aber in meinem aufgestauten Hass besann ich mich nicht und gab den Befehl, das Gebäude anzuzünden.

Was für eine Genugtuung war mir die Vorstellung, wie mein ehemaliger Hauptmann die Nachricht vom gewaltsamen Tod seiner Familie bekam. Das musste ihn härter treffen und meine Rache mehr befriedigen, als wenn er selbst dabei umgekommen wäre. Hoffentlich würde er auch erfahren, dass ich es war, der ihm das zugefügt hatte.

In meinem unbeherrschten Rachedurst zündete ich eigenhändig an einigen Stellen das Heu an. Schnell fraßen sich die Flammen in die Höhe und in die Breite.

Das Gebäude war aus Steinen solide gebaut und erlaubte keine Flucht als durch zwei Tore und einige Fenster. Diese aber hatten wir vor unseren Schusswaffen. Doch niemand machte den Versuch auszubrechen. Wahrscheinlich waren die Menschen da drinnen so schnell vom Feuer umzingelt, dass sie gar keinen Ausweg mehr fanden.

Das Knistern und Prasseln der Flammen mischte sich mit dem Gebrüll der Tiere. Von den Menschen hörten wir zunächst nichts. Dann aber knallten einige Schüsse. Wahrscheinlich schossen sie nicht auf uns, die sie gar nicht sehen konnten, sondern auf sich selbst, um sich den qualvolleren Tod durch das Feuer zu ersparen.

Himmelhoch flammten die gelben Lohen in die Nacht und tauchten das Gehöft und die Umgebung in zuckendes Licht. Die Hitze wurde so stark, dass wir weit zurückweichen mussten. Bald stürzten die tragenden Balken des Daches ein.

Ich habe jetzt die sich überstürzenden Ereignisse berichtet, ohne zu schildern, was sich zugleich in mir zutrug. Wie kann ich es deutlich machen? Die unerhörte Grausamkeit dessen, was geschah, rüttelte mich plötzlich wach aus meinem Rausch. Was hatte ich getan? Ich war nicht bei Sinnen gewesen. Unschuldige Menschen hatte ich in einen grausamen Tod geschickt um meiner Rache willen. Ich war zum Mörder geworden.

Als mich einige meiner Leute anstießen, merkte ich erst, dass ich wie versteinert dagestanden hatte. Ich schrie wie besessen und rannte auf das Gebäude zu, in dem die Flammen nun kleiner wurden, weil sie keine Nahrung mehr fanden.

Die Männer riefen hinter mir her, aber ich beachtete sie nicht. Natürlich war es Unsinn, dort nachschauen zu wollen, ob noch jemand am Leben war, aber ich handelte nicht nach meiner Vernunft.

Die Hitze, die mir entgegenschlug, verbrannte fast mein Gesicht, und doch folgte ich einem inneren Zwang immer näher an die Mauern heran.

Da hörte ich seitlich von mir ein quietschendes Geräusch. Unter einer schweren Bohlentür blickte der vordere Teil eines Schweins hervor. Das Tier hatte sich in seiner Verzweiflung durch das Erdreich gewühlt, aber den Ausgang nicht mehr ganz erreicht. Wohl durch die aufgeworfene Erde etwas geschützt, hatte es bis jetzt überlebt. Es quiekte und schrie nerven-durchdringend.

Ich wollte fortlaufen, aber ich konnte nicht.

Ich stand da, sah auf das sterbende Tier und nahm diesen Todesschrei der Kreatur in mich auf. Dann fiel ich in Ohnmacht.

Als ich aufwachte, fand ich mich in einem Bett im Herrschaftshaus wieder, wohin meine Leute mich gebracht hatten.

Was soll ich weiter erzählen? Die Raubzüge gingen weiter. Ich kam unter den Revolutionären sogar zu Ehren, aber ich wurde den Anblick des brennenden Hauses nicht mehr los, der hell aufschießenden Flammen und des sterbenden Schweins. Ich bekam die Schüsse nicht mehr aus dem Ohr, mit denen sich unschuldige Menschen töteten, um einem noch grausameren Sterben zuvorzukommen, und den Todesschrei des Tieres. Ich habe viel darüber nachgedacht und vermute, dass sich mir die Sache mit dem Schwein darum so eingepägt hat, weil ich von den Menschen gar nichts gesehen habe.

Natürlich sagte ich mir immer wieder, dass bei Revolutionen Menschen umkommen. Dass gerade diese zu der Schicht gehörten, die bisher Macht und Wohlstand genossen hatten auf Kosten der Unterdrückten. An Argumenten fehlte es nicht in unserer Bewegung, auch ich konnte viele von ihnen für mich ins Feld führen.

Aber alle solche Verteidigungsversuche fanden in mir keinen Widerhall. Sie brachten nicht die Schreie in meinem Ohr zum Schweigen, sie vertrieben nicht die schrecklichen Bilder, die immer wieder vor mir standen.

Nach einiger Zeit verließ ich die Revolutionshorden und wanderte zurück in meine Heimat und bald darauf ins badische Land hinüber.

Ein halbes Jahr etwa hielt ich mich dort auf. Dann trieb es mich, noch einmal nach Frankreich hinüberzugehen, weil mich die Familienverhältnisse des Haupt-

manns interessierten. Vielleicht konnte ich etwas wiedergutmachen. Ich wohnte in Straßburg und versuchte von dort aus, Erkundigungen einzuziehen. Das war in den politischen Wirren verständlicherweise nicht einfach.

Ich erfuhr schließlich, dass der Hauptmann in der Armee der neuen Regierung zu neuen Ehren gekommen war. Privat sollte er Nachforschungen anstellen – hieß es –, wer damals an dem Überfall und an der Ermordung seiner Familie beteiligt gewesen war.

Da wurde mir der Boden zu heiß. Ich verließ Frankreich wieder und streifte durch verschiedene deutsche Fürstentümer. Da ich aber nirgends recht Fuß fassen konnte, beschloss ich, in die neue Welt hinüberzufahren.

Einiges Geld hatte ich mir inzwischen zusammengespart, so dass ich mir eine Schiffspassage leisten konnte. So kam ich nach Amsterdam und bestieg das erste beste Schiff, das den Atlantischen Ozean überqueren sollte.«

Weißgerber machte eine lange Pause.

Ich warf einen Blick zu ihm hinüber, konnte aber in dem schwachen Sternenlicht nichts von seinem Gesichtsausdruck erkennen. Ich sah jedoch, dass er immer noch am Boden kniete und in sich zusammengesunken war.

»Das war meine Geschichte«, begann er nach einiger Zeit wieder. »Ich habe sie Euch erzählt, um das Geheimnis meiner Schuld aufzudecken. Ich hoffte, dass es seine zerstörerische Kraft verliert, wenn es nicht mehr eingeschlossen ist, wie ein Geschwür, das man öffnet, um den Eiter herauszulassen.«

Schwache Geräusche ließen mich erkennen, dass der Herrnhuter zu ihm sprach. Ab und zu gab Weißgerber eine kurze Antwort oder fragte zurück. Dabei trat zu-

tage, was ich schon vermutet hatte, dass nämlich die Hitze, das Eingesperrtsein in der Kajüte, dann besonders drastisch das Quieten des Schweins und schließlich Schüsse ihn an jene Situation erinnert hatten.

Es folgte ein langes, durch mehrere Pausen unterbrochenes Gebet. Das kann und will ich hier nicht wiedergeben. Ich will aber nicht verschweigen, dass ich mitbetete, soweit ich das vermochte. Erst später merkte ich das so recht. Fast ohne mir darüber klar zu werden, zitterte ich mit dem geschlagenen Mann, flehte mit ihm um Vergebung und dankte schließlich Gott für seine Barmherzigkeit.

Es musste wohl Mitternacht sein, als das merkwürdige und doch ergreifende Seelsorgegespräch durch die Tür beendet war. Die beiden Männer verabschiedeten sich. Weißgerber stand auf, blieb eine Weile stehen, ging dann zu einer der offenen Luken und setzte sich auf deren Rand.

Ich war von all dem, obwohl es mich ja nicht betraf, innerlich aufgewühlt. Wie viel Schuld hatte dieser Mann auf sich geladen! Aber wie viel musste er deswegen auch gelitten haben! Wie teuflisch konnten doch Menschen sein. Aber wie teuflisch konnte auch die Qual sein, in die ihre Schuld sie stürzte! Mir war bisher nie so etwas begegnet.

Weißgerber legte sich in seine Koje.

Nach einer Weile konnte ich nicht anders, ich musste aufstehen und zu ihm hinüber gehen. Ich hatte das Gefühl, als brauchte er die Nähe eines Menschen.

»Weißgerber!«, sprach ich ihn leise an.

Er wandte mir das Gesicht zu und ich bemerkte im Sternenlicht, dass seine Augen schimmerten.

»Weinst du?«, fragte ich törichterweise.

»Es ist Freude, Linz, Freude!«

»Ich habe deine ganze Geschichte gehört.«

»Hast du auch gehört, dass mir vergeben ist? Dass mir Gott die Möglichkeit gegeben hat, neu anzufangen? Du, es gibt Worte in der Bibel, die habe ich bei meiner oberflächlichen Kirchlichkeit früher nie begriffen, soweit ich sie überhaupt kannte. Worte voller Leben, voller Kraft, voller Trost. Das ist ganz großartig. Gott hat uns so geliebt, dass er Jesus für uns sterben ließ. Er trug stellvertretend unsere Schuld. So ähnlich heißt es da. Weißt du, wie das wörtlich heißt? Ich muss das unbedingt lesen.«

»Ich kenne mich da auch nicht so aus. Aber ich freue mich mit dir.«

Er sah mich an mit einem Ausdruck, der so völlig anders war als der, mit dem er mich noch vor ein paar Stunden angestarrt hatte.

Dann sagte er: »Nimm's mir nicht übel, Linz: Wir sprechen später weiter darüber. Jetzt möchte ich gern etwas allein sein.«

»Natürlich!«, entgegnete ich und begab mich wieder auf mein Lager.

Es dauerte lange, bis ich einschlief.

Poltern an der Tür weckte mich.

Ich schlug die Augen auf und stellte fest, dass die Sonne schon seit längerem ihre ungehemmte Kraft auf das Wasser und auf unser Schiff schickte.

Meine Mitreisenden saßen am Tisch und frühstückten, wenn man dieses anspruchsvolle Wort für die dürftige Mahlzeit verwenden will. Genauer: Sie zwangen widerwillig etwas von dem Schiffszwieback und ein paar Bohnen herunter und spülten reichlich mit warmem Wasser nach.

»Wer ist da?«, rief Oertzen zur Tür hin.

»Der Maat. Macht bitte auf, wir müssen mit Euch reden, Herr.«



»Ihr könnt auch durch die Tür reden«, brummte Oertzen.

Der Maat erwiderte: »Wir können auch die Tür einschlagen!«

»Untersteht Euch! Ich schieße sofort!« Oertzen holte seine Pistolen herbei.

Veit redete ihm beruhigend zu: »Nun sei doch nicht gleich so böseartig! Lass uns erst mal fragen, was sie wollen.«

Oertzen gab zur Antwort: »Gut! Aber tretet drei Schritte von der Tür zurück, dann öffnen wir.«

Er spähte durch die Schlitz. Als er sich überzeugt hatte, dass man draußen darauf einging, öffnete er die Tür.

Ich war inzwischen herab gesprungen und hatte mich zu den anderen gestellt.

Draußen stand der Maat mit einer Reihe von Leuten. Einige traten gerade noch herzu, unter ihnen auch der Herrnhuter, der allerdings immer einigen Abstand zwischen sich und den anderen ließ.

»Wir brauchen Wasser!«, sagte der Maat bestimmt.

»Ausgeschlossen!« Natürlich war es Oertzen, der diese Antwort gab.

»Meine Herren, unsere Fässer sind völlig leer. Wir haben uns gestern schon eingeschränkt, um den Vorrat zu strecken. Aber heute müssen wir Wasser bekommen.«

»Holt es Euch bei den anderen! Die haben noch reichlich.«

»Wir wissen, dass sie noch reichlich Wasser haben, aber sie geben uns nichts.«

Oertzen antwortete auch weiter nur kurz: »Das ist nicht unser Problem.«

»Ihr könnt doch nicht wollen, dass wir hier verdursteten!«

Oertzen pflanzte sich breitbeinig vor ihnen auf. »Ich will Euch mal was sagen, Maat. Und das merkt Euch gut, denn ich wiederhole es nicht, zumal ich es schon einmal gesagt habe. Wir haben dafür bezahlt, dass wir wohlbehalten drüben ankommen. Dafür habt Ihr zu sorgen. Und wenn Ihr das nicht tut, dann gesteht uns wenigstens zu, dass wir selbst dafür sorgen. Dagegen: Eure Genossen da vorn haben nichts bezahlt. Im Gegenteil, sie werden dafür bezahlt, dass sie arbeiten. Aber sie tun nichts. Sie haben keinen Anspruch auf den Wasservorrat. Dort holt Euch, was Ihr braucht.«

»Herr Oertzen«, setzte der Maat wieder an und wählte einen bittenden Ton, »Ihr könnt doch in solch einer Notlage nicht fragen, wer bezahlt hat und wer nicht. Sollen wir hier vor Durst sterben, weil wir nicht bezahlt haben? Die vierzehn im Vorschiff geben uns nichts. Wir haben es gestern versucht. Sie haben sofort geschossen. Nicht gezielt zwar, aber wären wir einen Schritt weitergegangen, hätten sie uns getroffen.«

»Ihr könnt Euch drauf verlassen: Ich werde auch schießen!«

Ein bedrohliches Gemurmel war unter den Seeleuten zu hören.

Ich ahnte die Gefahr, konnte mich auch mit der Härte Oertzens nicht einverstanden erklären und sagte: »Hör mal, Oertzen, das ist unmenschlich. Willst du ihnen die Wahl lassen, ob sie verdursten oder sich erschießen lassen sollen?« Vielleicht hätte ich mich nicht einmischen sollen, denn dass ich gegen ihn sprach, brachte ihn noch mehr auf.

»Das ist mir völlig gleichgültig!«, brüllte er und fuchtelte mit seinen Waffen herum. »Es interessiert mich nur, ob ich genug habe.«

Man konnte die knisternde Spannung unter den Matrosen spüren. Sie raunten sich etwas zu, ballten

die Fäuste und griffen sich Gegenstände, mit denen sie schlagen konnten.

Der Maat spricht nur aus, was wir alle ahnten: »Jetzt hört Ihr mir aber auch mal zu, Herr Oertzen! Unsere Männer werden nicht verdursten. Sie werden sich auf jeden Fall etwas zu trinken holen. Wir rechnen sehr genau. Wenn einige von uns bei dem Kampf um das Wasser sterben, so hat doch die Mehrzahl die Chance, zu überleben. Das ist besser, als wenn wir alle umkommen. Und das werden wir, wenn wir nichts zu trinken bekommen. Ist Euch das klar?«

Aber Oertzen war, wie schon so oft, für Argumente nicht zugänglich. Seine Miene verfinsterte sich noch. Er sagte nichts, aber jeder wusste, was er dachte.

Veit versuchte, die verhärteten Fronten etwas aufzulockern. Er fragte den Maat: »Warum seid Ihr nicht eher zu uns gekommen? Warum habt Ihr gewartet, bis Ihr keinen Tropfen mehr habt?«

»Der Kapitän hat es so gewollt«, gab der Gefragte mürrisch zur Antwort. »Warum, weiß ich auch nicht.«

Dann wandte der Bayer sich Oertzen zu: »Wir haben doch noch ein volles Fass und eins mit mehr als der Hälfte. Gib ihnen das doch. Wir behalten das volle.«

»Nein, habe ich gesagt!«, war die einzige Reaktion von Oertzen.

Einige Augenblicke herrschte gespanntes Schweigen. Darin rief der Maat: »Unsere Geduld geht zu Ende. Also wie ist es? Sollen wir gewaltsam eindringen?«

Oertzen antwortete bedächtig, jeden Satz abwägen: »Eure Rechnung ist falsch, Maat. Sie setzt voraus, dass ihr alle in gemeinsamem Interesse handelt. Aber jeder Eurer Männer weiß, dass die zwei ersten, die eindringen, sterben werden. Mit ziemlicher Sicherheit auch noch die nächsten zwei oder drei, denn ich habe noch

ein Messer und einen Säbel und kann damit umgehen. Die letzten aber werden ungeschoren davon kommen. Darum wird sich niemand finden, der als erster durch die Tür kommt, um in seinen sicheren Tod zu rennen.«

Wie gerissen dieser Mann war! Ich bin überzeugt, ohne seine Worte hätten sie in ihrer Verzweiflung alle den Mut zum Ansturm gefunden, ohne sich viele Gedanken zu machen. Mit seiner Rede aber hatte er ihnen erst die Situation und die Gefahr für die ersten bewusst gemacht und Misstrauen gegen die Kameraden geweckt, die sich vielleicht im Hintergrund halten wollten.

Betretenes Schweigen herrschte.

Da hörten wir plötzlich den Herrnhuter sagen: »Lasst mich durch!«

Er hatte einige Schritte hinter den anderen gestanden. Nun bildete sich eine Gasse, durch die er auf die Tür zuschritt. Er ging nur langsam, vielleicht aus Angst, vielleicht aber auch infolge seiner körperlichen Schwäche, die man ihm deutlich ansah.

Oertzens Augen blitzten. »Zurück! Ich schieße!«, brüllte er dem hageren Mann entgegen.

Wir anderen, sowohl wir in der Kajüte als auch die Seeleute, waren so erstaunt, dass wir gar nicht reagierten.

Unaufhaltsam kam der Missionar näher.

Da trat Oertzen blitzschnell aus der Türöffnung einen Schritt zurück und wollte die Tür zuschlagen. Das gelang ihm aber nicht, weil ich seine Absicht erkannte – oder sollte ich besser sagen: erahnte – und schnell den Fuß vor die geöffnete Tür setzte. Es war eine instinktive Handlung, über die ich mir keine nüchterne Rechenschaft gab. Wie hätte ich in einem Augenblick auch überdenken können, welche Folgen diese oder die gegenteilige Handlungsweise haben konnte.

In seiner panischen Angst vor Ansteckung mit der Pest, wohl auch, um etwas Spielraum zu haben, wich Oertzen einige Schritte zurück.

»Ich schieße!«, brüllte er. »Raus mit dir! Sofort! Ich spaße nicht!«

Uns blieb fast das Herz stehen vor Spannung. Wir wussten, dass Oertzen nicht nur drohte.

Unbeirrt ging der fromme Mann weiter auf die Wasserfässer zu.

Dann fiel der Schuss.

Wir alle zuckten zusammen, als hätte er uns getroffen.

Oertzen hatte nicht die Bosheit gehabt, dem Herrnhuter auf die Brust zu zielen. Er hatte ihn ins Bein getroffen.

Der Mann sackte schweigend zusammen.

Eine quälende Stille lag über der Szene. Niemand sprach, niemand murrte, niemand rührte sich.

Der Herrnhuter wollte sich wieder aufrichten, aber das gelang ihm nicht. In einem breiten Rinnsal floss das Blut aus seiner Wunde.

Endlich rief Oertzen: »Schafft ihn hier weg!«

Niemand von der Mannschaft machte Anstalten, das zu tun, weil jeder Angst vor Ansteckung hatte.

Da löste sich Weißgerber aus seiner Erstarrung.

Er ging auf den Verwundeten zu. Als er sich bückte, schrie Oertzen ihn an: »Du doch nicht! Rühr ihn nicht an!«

Weißgerber kümmerte sich nicht um den Anruf, packte den Mann unter Oberkörper und Beinen, hob ihn auf und trug ihn nach draußen. Alle machten ihm Platz. Dort legte er ihn provisorisch nieder und kam zurück.

Ohne ein Wort zu sagen, packte er einige seiner Habseligkeiten zusammen und trug auch sie nach draußen. Er wollte also nicht mehr die Kajüte mit uns teilen.

Unter den staunenden Augen aller kam er ein weiteres Mal zurück, stellte sich vor Oertzen hin und sagte: »Du brauchst keine Angst zu haben, ich könnte dich anstecken. Ich werde draußen bleiben.«

Dann wandte er sich zu den Wasserfässern. »Ich habe aber keine Lust, zu verdursten«, sagte er über die Schulter.

Oertzen schrie unbeherrscht: »Meinst du, ich schieße nicht auf dich? Ich treffe dich genauso wie den da! Du kannst dich drauf verlassen! Lass das Fass stehen!«

Weißgerber wandte sich um und sah ihn lange an. Dann sagte er bedächtig, aber nicht ohne Zittern in der Stimme: »Ich weiß wohl, dass du dazu fähig bist. Aber bedenke, dass du dann keinen Schuss mehr in deinen Pistolen hast. Und nichts wird diese Männer dann noch zurückhalten, hier einzudringen und dich zu erschlagen.«

Ohne eine Antwort abzuwarten oder auch nur die Reaktion an Oertzens Mienenspiel ablesen zu wollen, drehte Weißgerber ihm den Rücken zu, löste das Tau und rollte das volle Fass bis zur Tür. Dort ging es quer nicht durch. Er richtete es auf und wuchtete es hinaus.

Alle beobachteten das, aber niemand kam auf den Gedanken, ihm zu helfen. Wir waren zu erstaunt über das, was sich da gerade vor unseren Augen abgespielt hatte.

Erst als Weißgerber das Fass an die Seite gerollt und sich schon wieder dem Herrnhuter zugewandt hatte, löste sich die allgemeine Erstarrung.

Oertzen sprang zur Tür und brüllte kochend vor Wut hinaus: »Da habt ihr ja nun euer Wasser! Verschwindet endlich hier!« Dann schlug er die Tür zu und verriegelte sie.

Veit stand an einer Luke und sah hinaus. Es war offensichtlich, dass er nicht über das Geschehene re-

den wollte. Auch Oertzen legte sich auf seine Kojе und drehte das Gesicht zur Wand.

So blieb mir nichts anderes übrig, als auch meinen eigenen Gedanken nachzuhängen, während ich mich mit irgendwelchen nutzlosen Dingen spielerisch beschäftigte.

Ich musste an den Missionar denken, der sein Leben aufs Spiel gesetzt hatte mit einer Selbstverständlichkeit, die allen Hochachtung abnötigte, die ihn vorher verspottet hatten. Und an Weißgerber, der es ihm nachgemacht hatte. Was musste in diesem Mann in der letzten Nacht vorgegangen sein! Vorher wäre er dazu niemals fähig gewesen. Er war wirklich ein anderer Mensch geworden. Was war das Geheimnis dieser Umwandlung? Ein vertrautes Gespräch? Ein Gebet? Das wollte mir nicht einleuchten. Bei Buchenau konnte ich es noch fast verstehen. Er war durch und durch von seinem Glauben erfüllt. Er hatte seine Opferbereitschaft schon darin gezeigt, dass er als Missionar in ein fremdes Land zog. Aber wie kam Weißgerber dazu, sich solcher Lebensgefahr auszusetzen? Ich jedenfalls hätte dazu nicht so ohne weiteres den Mut aufgebracht.

In den folgenden Stunden geschah nichts in unserer Kajüte. Kein Wort wurde gewechselt, keine Arbeit verrichtet. Wir saßen nur da und schwiegen.

Es musste am frühen Nachmittag sein, als plötzlich ein Tumult zu hören war. Befehle hallten über das Deck, Seeleute liefen hin und her.

Ich spähte hinaus und bemerkte, dass die Segel gesetzt wurden. Und tatsächlich – sie blähten sich leicht.

»Wind!«, rief ich. »Der Wind kommt wieder auf!«

Aber die beiden rührten sich nicht, gaben überhaupt nicht zu erkennen, ob sie mich gehört hatten.

»Hört doch! Es weht wieder! Wir machen Fahrt!«

Schließlich bequemte Veit sich zu einer Antwort: »Es wird wohl auch gleich wieder aufhören.«

»Sei doch nicht so pessimistisch! Irgendwann muss der Wind schließlich mal wiederkommen! Wir werden doch wohl nicht ewig auf diesem endlosen Meer schwimmen müssen.«

»Nicht ewig, nein, aber so lange, bis wir verdurstet sind.«

»Blöder Kerl!«, schimpfte ich ihn, denn ich war verärgert über diese Reaktion. In mir wollte Hoffnung aufkommen, endlich dieser verzweifelten Lage zu entgehen, und dieser alte Mann zerriss sie mir wieder.

Ich öffnete die Tür, um ein wenig Kühlung in unsere Kajüte zu bringen. Über mir flatterten die Segel. Noch standen sie nicht voll im Wind, aber es war offensichtlich, dass die Luft in Bewegung geraten war.

Ich wollte mich von den zwei mürrischen Männern da drin nicht auch mürrisch stimmen lassen. Ich versuchte, den Gedanken an sie und an alles, was hinter mir lag, beiseite zu schieben und mich der Freude dieses Augenblicks hinzugeben. Außen an die Kajütenwand gelehnt, schaute ich zu den Segeln hinauf und beobachtete ihr Spiel im wechselnden Wind.

Faszinierend war es, die Wirkung dieser Kraft zu beobachten, die selbst nicht zu sehen war. Eben jetzt fuhr wieder ein heftiger Windstoß in das Tuch und blähte es prächtig auf. Zum ersten Mal seit Beginn der schrecklichen Flaute spürte ich, wie die »Egmont« sich leicht zur Seite neigte. Was für ein herrliches Gefühl! Wir lagen nicht mehr reglos und hilflos auf der Stelle! Wir machten Fahrt!

Ohne Zweifel war diese Brise nicht nach wenigen Augenblicken zu Ende. Unsere Lage hatte sich geändert! Wir konnten wieder Hoffnung schöpfen!

Ich hätte alle Welt umarmen können, so glücklich



war ich. Endlich konnte ich befreit aufatmen, endlich die Lungen mit frischer Luft vollpumpen!

Gern hätte ich meine Freude mit jemandem geteilt. Aber hier zeigte sich schon, dass meine Situation so sehr anders nun doch noch nicht geworden war. Die gelegentlich vorbeilaufenden Seeleute beachteten mich nicht. Die Nähe meiner Kajütentür konnte ich aber nicht verlassen und meine Genossen blieben in ihren trübsinnigen Gedanken gefangen.

Den ganzen Nachmittag verbrachte ich hier draußen. Der Wind wurde stetiger und entwickelte sich zu einer Brise, die unser voll getakeltes Schiff zwar nicht schnell, aber doch gleichmäßig vorwärts trieb.

Gegen Abend kam Weißgerber aus der Kajüte des Kapitäns. Ich rief ihn an und er kam zu mir herüber.

Durch meinen Ruf aufgeschreckt stand aber schon Oertzen an der Tür und rief: »Komm herein, Linz! Was stehst du überhaupt da draußen? Und du mach, dass du fortkommst!« Ich hatte keine Lust und keine seelische Kraft, mich erneut auf eine Auseinandersetzung mit ihm einzulassen und trat darum wortlos in die Kajüte. Oertzen verriegelte die Tür und Weißgerber trat von außen heran.

»Wie geht es Buchenau?«, fragte ich.

»Er hat viel Blut verloren. Das hat ihn wohl noch zusätzlich geschwächt. Jetzt liegt er unten im Krankenlogis. Der Kapitän wollte ihn mit in der Kajüte haben, weil er ihn bis dahin gepflegt hat. Aber der Herrnhuter hat wegen der Ansteckungsgefahr darauf bestanden, zu den anderen Kranken zu kommen.«

»Jetzt hast du wohl die Pflege übernommen?«

»Ja, kein anderer ist dazu bereit, weil der Missionar offensichtlich auch die Pest in sich hat.«

»Armer Kerl! Und wie viele Seeleute liegen noch krank unter Deck?«

»Es sind nicht mehr geworden: Drei Männer ohne Buchenau. Einer von ihnen scheint wirklich mit dem Tod zu ringen. Aber wir können froh sein, dass es anscheinend gelungen ist, die Seuche einzudämmen.«

Während Weißgerber sprach, hatte ich das starke Empfinden, dass hier ein ganz anderer Mensch vor mir stand als der, den ich in den vergangenen Tagen und Wochen kennen gelernt hatte. Vorher abweisend, desinteressiert, in sich gekehrt, war er nun auf einmal voller Pflichtbewusstsein, voller Eifer, anderen zu helfen. Es schien, als wenn sein in sich gekehrtes Wesen nun ein außerhalb liegendes Ziel hätte. Seine Stimme war frischer, seine Augen blickten nicht mehr apathisch, sondern voller Leben. Konnte das nur auf das Ende der Flaute zurückzuführen sein? Wohl kaum.

»Hast du auch in der Pflege der kranken Seeleute die Vertretung von Buchenau übernommen?«, fragte ich.

»Ja, natürlich.«

»Wie geht's dem Kapitän?«

»Besser. Die Befürchtung, dass auch er von der Seuche erfasst sein könnte, hat sich nicht bestätigt. Aber er ist noch immer unfähig, seiner Aufgabe als Kapitän nachzukommen. Und das wird wohl auch noch einige Zeit so bleiben. Er ist aber ganz zufrieden mit dem, was der Maat macht.«

Wir sprachen noch über dies und jenes. Ich fühlte mich innerlich befreit dabei, so mit Weißgerber plaudern zu können. Für einige Zeit fiel der Druck von mir ab, der in der Kajüte stärker geworden war, seit die beiden anderen wieder so schweigsam und mürrisch waren. Weißgerber dagegen redete heute so offen und klar, dass ich mich auf eine Weise zu ihm hingezogen fühlte, die ich in den vergangenen Wochen nicht gekannt hatte.

Schließlich brach der Elsässer das Gespräch ab, weil »seine Pflichten ihn riefen«, wie er fast mit einer gewissen stolzen Freude sagte; und mir blieb nichts anderes übrig, als mich wieder der Realität in meiner Kajüte zu stellen.

Veit saß am Tisch und schrieb eifrig und verbissen in sein Tagebuch. Oertzen kramte in seiner Kiste. Ich setzte mich an eine der nach hinten hinausführenden Luken und sah aufs Meer.

Wellen formten die Oberfläche des Wassers, immer noch nicht hoch, aber doch wesentlich größer als das Kräuseln in den letzten Tagen. Es war ein schöner Anblick. Wenn ich den Oberkörper hinausstreckte, konnte ich das schäumende Kielwasser beobachten, den Beweis dafür, dass es vorwärts ging. Dabei stieg in mir ein Gefühl der Zufriedenheit auf und kämpfte gegen die schlechte Laune und den Ärger an, die die Ereignisse der jüngsten Zeit in mir festgesetzt hatten. Es konnte, wenn alles gut ging, nicht mehr allzu lange dauern, bis die Zufriedenheit wieder die Oberhand gewinnen würde.

Aber wie so oft in den vergangenen Tagen zog schon bald eine völlig veränderte Lage wie eine dunkle Gewitterwolke herauf. Es begann damit, dass Oertzen mich zum Schachspiel einlud. Ich nahm das gerne an, zeigte seine Bitte doch, dass sein Groll im Begriff war zu verfliegen.

Wir machten ein Spiel, das ich gewann. Offenbar ärgerte ihn das, denn nun wollte er Karten spielen. Dazu aber brauchten wir Veit. Der hörte kaum hin, als Oertzen ihn zum Mitspielen aufforderte und winkte wortlos ab. Das brachte Oertzen noch mehr auf. Er redete auf den Bayern ein. Der schrieb noch eine Weile ungerührt weiter, explodierte dann aber plötzlich und gab eine heftige Antwort. Oertzen sollte ihn in

Ruhe lassen und er mache, wozu er Lust habe. Und zum Kartenspielen habe er absolut keine.

Ich habe später oft darüber nachgedacht, warum wir in dieser Zeit alle so gereizt waren. Männer, die unter normalen Umständen nüchtern und umsichtig handeln würden, fingen beim geringsten Anlass einen heftigen Streit an. Statt zu überlegen, dass es doch das Vernünftigste sein musste, gerade unter diesen widrigen Umständen Frieden zu halten und sich gegenseitig zu stärken und Mut zuzusprechen, machten wir uns das Leben schwer.

So auch jetzt. Veit, der sonst ruhig und besonnen war, erregte mit seinem Zornesausbruch die Wut seines Gegenübers. Oertzen brüllte Veit an und beschimpfte ihn auf unflätige Weise. Es wäre wohl anders gekommen, wenn Veit jetzt noch zurückhaltend reagiert hätte. Nur durch Beschwichtigung der heftigen Zornesausbrüche Oertzens war bisher mancher Streit vermieden worden. Ich versuchte auch noch, schlichtend in die Auseinandersetzung einzugreifen, aber vergeblich. Ein beleidigendes Wort ergab das andere und bald rangen sie miteinander.

Oertzen, der etwas jünger und zweifellos stärker war, hatte Veit an den Armen gepackt und drückte ihn an einen der Bettpfosten. Veit versuchte, sich zu befreien. Als ihm das nicht gelang, trat er den anderen mit den Knien. Mit hochrotem Gesicht vor Wut und Anstrengung schüttelte Oertzen den Älteren und stieß ihn von sich. Der aber ließ es dabei nicht bewenden. Dass er sich an der Wand heftig anstieß, schien ihn noch mehr in Wut zu versetzen. Er stürzte sich auf Oertzen, ohne zu überlegen, dass er gegen ihn nichts ausrichten konnte. Er schlug und trat – offenbar in Schlägereien völlig ungeübt – auf sein Gegenüber ein. Oertzen packte ihn am Hals. Beide rangen und stürz-

ten zu Boden. Ein paar Mal wälzten sie sich hin und her, dann verlangsamten sich ihre Bewegungen.

Plötzlich bemerkte ich, wie Veit im Gesicht blau wurde.

»Lass ihn los!«, schrie ich. »Du bringst ihn ja um! Oertzen, lass los!«

Der schien mich überhaupt nicht zu hören. Ich hatte mir zwar vorgenommen, mich nicht einzumischen, aber natürlich konnte ich nicht zusehen, wie einer getötet wurde. Als Oertzen auf mein Rufen nicht reagierte, trat ich ihn heftig in die Seite.

Selbst das ließ er über sich ergehen, ohne von dem Alten abzulassen. Der röchelte und verdrehte die Augen. Ich packte Oertzens Haare, zog seinen Kopf hoch und schlug auf ihn ein. Endlich war er gezwungen, sich mir zuzuwenden. Er warf sich zur Seite und zog mich mit, sodass ich über Veit fiel, der immer noch am Boden lag und nach Luft schnappte.

Nun wälzten Oertzen und ich uns am Boden. Mir lag überhaupt nichts daran, den Kampf fortzusetzen, aber ich kam nicht von ihm los. Er versuchte sogar, auch mich am Hals zu würgen. Ich konnte mich aber eher wehren als der Alte und riss seine Hände auseinander.

Die Einzelheiten des Kampfes, der immer heißer und verzweifelter wurde, sind mir nicht mehr in Erinnerung. Ich hatte mich seit meinen Kindertagen nicht mehr mit jemandem geschlagen und handelte darum nicht wie ein erfahrener Ringer oder Faustkämpfer. Anscheinend war Oertzen mir darin überlegen. Jedenfalls ist mir die Szene noch deutlich vor Augen, wie er auf mir lag und auf eine besondere Weise meine Beine mit den seinen umklammert hielt, sodass ich mich nicht befreien konnte. Sein wutverzerrtes Gesicht war dicht über mir, sodass sein heißer

Atem mir ins Gesicht blies. Seine kräftigen Hände umklammerten meinen Hals, die Daumen drückten sich tief ein und ein stechender Schmerz würgte mich. Ich werde diese Augenblicke wohl nie vergessen.

Ich wusste, dass es hier um Leben und Tod ging. Instinktiv fühlte ich, dass es nun nichts nützen konnte, mich mit einfachen Schlägen zu wehren. Ich musste ihn so schwer treffen, dass er sofort von mir abließ.

Da sah ich seine blitzenden Augen direkt über mir. Ich zog die Arme an und versuchte, mit den Daumen hineinzufahren. Er erkannte aber die Gefahr und warf sich zur Seite. Das aber war es auch nur, was ich erreichen wollte.

Ich wälzte mich zur Seite und fand mich vor Oertzens Bett. Schnell zwängte ich mich hinauf und drehte mich, um mich des wieder anstürmenden Mannes mit den beschuhten Füßen erwehren zu können.

Er zögerte, als er meine Absicht erkannte, ihn zu treten. Offenbar ließen jetzt auch seine Kräfte nach, da er eben älter war und ja schon vorher mit Veit gerungen hatte. Das lähmte aber nicht seine Wut. Plötzlich besann er sich auf seine Waffen, mit denen er mir ohne weiteres überlegen war.

Er trat zu seiner Kiste und griff blind hinein, den Blick immerfort mir zugewandt. Als er die Hand wieder hervorzog, hatte er den Säbel gegriffen.

Wieder sah ich mich dieser furchtbaren Waffe gegenüber. Ich weiß nicht mehr, was ich dachte. Ich überlegte blitzschnell nach einem Ausweg, ich betete, ich redete auf ihn ein – alles durcheinander.

Und dann stand er vor mir. Ich wälzte mich an das Fußende seines Bettes. Überwach war ich und zugleich wie gelähmt vor Angst.

In dem Moment fiel der Schuss.

Oertzen sank zusammen.

Veit stand vor ihm, die rauchende Pistole in der Hand.

Er hatte, während Oertzen sich mit dem Säbel mir zuwandte, sich schnell aufgerichtet und eine der Schusswaffen aus Oertzens Kiste geholt. Sein Schuss hatte in den Oberschenkel getroffen.

Veit wandte sich mit bleichem Gesicht mir zu. »Ich wollte ihn natürlich nicht töten«, keuchte er heiser, fast entschuldigend, »darum habe ich ihn nur ins Bein geschossen. Es war die einzige Möglichkeit, dich zu retten.«

Ich vergaß, mich zu bedanken, nickte nur und wandte mich Oertzen wieder zu.

Der stöhnte vor Schmerz. Es schien mir, als sei keine Wut mehr herauszuhören. Ob das ein Irrtum war, oder ob sein Zorn tatsächlich von einem Augenblick zum anderen verraucht war – wie wir es ja schon einige Male erlebt hatten – würde sich zeigen.

Wir beugten uns über sein Bein, an dem sich die Hose rot färbte. Ich nahm ihm, ohne dass er sich wehrte, den Säbel ab und schnitt das Kleidungsstück auf. Dann untersuchten wir die Wunde, aus der das Blut in einem breiten Rinnsal floss.

Die Bleikugel war offenbar nur ins Fleisch eingedrungen und hatte keinen Knochen verletzt. Aber auf der dem Einschuss gegenüberliegenden Seite war kein Loch zu sehen. Die Kugel musste noch drin stecken.

Während wir mit Tüchern hantierten und dann den Verletzten vom Boden auf sein Bett hoben, wurde mir das Absurde dieser Situation so recht bewusst. Eben noch hätten wir uns fast gegenseitig umgebracht. Und nur eine Minute später bemühten wir uns rührend um den Verletzten und der ließ es geduldig mit sich geschehen. Wie unsinnig! Aber ist es nicht auch beim Krieg zwischen den Völkern so? Sie schießen aufein-

ander, sie zerstören und brandschatzen, vergewaltigen und morden. Und damit sie das tun, wird ihnen vorher Hass gepredigt. Kaum aber ist der Krieg vorbei, predigt man wieder Frieden und es soll vorgekommen sein, dass sich ehemalige Feinde zur Versöhnung in den Armen lagen. Vielleicht muss solch ein dauernder Wechsel sein, vielleicht ist dieser Irrsinn unvermeidlich, weil der Mensch nicht immerfort kämpfen kann, weil ihm aber andererseits der Friede auf die Dauer langweilig wird. Vielleicht kann auch den Frieden nur der richtig schätzen, dem noch der Schrecken des Krieges in den Gliedern steckt, und vielleicht kann erst der sich am Leben vorbehaltlos freuen, der eben noch in Todesangst geschwebt hat.

Veit und ich waren in dieser Stimmung. Von der tödlichen Gefahr befreit, bemühten wir uns eifrig und hingebungsvoll, unserem Kameraden zu helfen. Das aber war nicht einfach.

»Wir müssen die Kugel herausholen«, sagte Veit.

»Warum?« fragte ich, denn ich wusste wirklich wenig von medizinischen Dingen. »Können wir nicht warten und das einem Arzt im Hafen überlassen?«

»Nein, die Wunde entzündet sich und vergiftet den Körper.«

Oertzen knirschte: »Lasst das! Es wird auch so gehen. Verbindet die Wunde nur fest, damit die Blutung aufhört.« Wir gaben uns redlich Mühe, stellten uns dabei aber wohl nicht besonders geschickt an, denn unsere Verbände aus Kleidungsstücken hielten nicht recht. Die mehrmaligen Versuche schmerzten den Verletzten natürlich.

Nachdem er das eine Weile ächzend mit sich hatte geschehen lassen, brach es wieder wütend aus ihm heraus: »Passt doch ein bisschen auf, ihr Tollpatsche! Seid ihr denn nicht bald fertig? Ist das denn so schwie-



rig, ein Tuch vorsichtig um ein Bein zu wickeln? Oder macht ihr das absichtlich so wüst?« Damit kam er bei Veit aber schlecht an. »Halt deinen Mund! Wenn du noch meckerst, lassen wir dich liegen. Dann kannst du selber sehen, wie du zurechtkommst!«

»Das kannst du nicht machen! Du musst mir helfen, du hast die Pflicht dazu! Schließlich hast du auf mich geschossen, vergiss das nicht!«

»Nein, das vergesse ich nicht! Und auch nicht, dass ich damit verhindert habe, dass du Linz umbringst. Und dass du mich fast umgebracht hättest, vergesse ich auch nicht.« Nach einer Weile fuhr er fort: »Außerdem – hat denn jeder, der einen anderen verletzt, die Pflicht, ihm zu helfen? Ich kenne nämlich noch jemanden an Bord dieses Schiffes, der einem anderen ins Bein geschossen hat. Der hat sich aber nicht um sein Opfer gekümmert.«

»Rede nicht solch dummes Zeug! Das war etwas anderes!« »Ja, das war etwas anderes! Du warst im Begriff, jemanden zu töten, und daran habe ich dich gehindert. Der –«

»Unsinn!«, unterbrach ihn Oertzen. »Ich hätte ihn doch nicht wirklich getötet! Was denkst du denn von mir!«

»Der Herrnhuter dagegen«, fuhr Veit unbeirrt fort, »war im Begriff, für sich und andere das lebensrettende Wasser aus deinen habgierigen Klauen zu holen, und daran hast du ihn gehindert. Das ist allerdings ein Unterschied!«

»Ach, jetzt bin ich es auf einmal ganz allein, der das Wasser trinken wollte! Ihr hattet nichts davon, oder? Euch hätte es wohl nichts ausgemacht, zu verdursteten?«

»Du weißt selbst, dass wir dir zugeredet haben, etwas von dem Wasser abzugeben –«

»Jetzt hört endlich auf!«, fuhr ich dazwischen und war selbst erstaunt, dass sie tatsächlich schwiegen. Das muss aber wohl weniger an meiner Autorität gelegen haben als daran, dass ihnen die Argumente ausgingen. Auch waren alle von den vorgegangenen Ereignissen erschöpft und hatten kaum noch Kraft für unnötige Kämpfe.

Endlich hatten wir – das heißt: hauptsächlich ich – das Bein von Oertzen soweit verbunden, dass die Blutung zum Stillstand kam. Wir verschwendeten etwas von unserem kostbaren Wasser, um unsere roten Hände notdürftig zu säubern. Dann legten wir uns schweigend auf unsere Kojen.

Es war inzwischen dunkel geworden und wir hatten unsere letzten Pflegearbeiten schon beim Schein unserer Lampe erledigt.

Wir löschten unser Licht und ich schlief trotz der Aufregung, die ich immer noch nicht ganz abschütteln konnte, bald ein.

Es war noch dunkel, als ich vom heftigen Überholen des Schiffes geweckt wurde. Ein Sturm zog auf.

Oertzen unter mir stöhnte und fluchte leise vor sich hin.

Ich schaute über den Rand meiner Koje.

Der Verletzte hielt sich mühsam mit den Händen an den Pfosten, da er sich mit seinem verwundeten Bein nicht gegen die Schlingerbewegung abstützen konnte. Er tat mir leid weniger wegen seiner Schmerzen. Ich fand, die konnten für sein ungezügelttes Temperament ganz heilsam sein. Er tat mir leid wegen der Einsamkeit, in die er durch seine Boshaftigkeit geraten war. Weißgerber hatte uns verlassen. Veit war ihm zum Feind geworden. Und ich – ja, welche Haltung nahm ich eigentlich gegen ihn ein? In gewisser Weise war er auch mein Feind. Schließlich hatte er zweimal

kurz davor gestanden, mich zu töten. Aber so recht tiefgehenden Hass konnte ich ihm gegenüber nicht empfinden. Er tat mir wirklich leid, so merkwürdig das klingen mag.

Wie bedauernswert ist ein Mensch – so ging es mir durch den Kopf, während ich sein Stöhnen über mich ergehen lassen musste – wie bedauernswert ist ein Mensch, der nur sich selbst und seine Interessen kennt. Im bürgerlichen Leben mag das unsinnig erscheinen, weil sich da der Eigennutz oft auszahlt. Vielleicht muss darum manchmal eine solch besondere Lage eintreten, damit in unserer Hilflosigkeit sichtbar wird, was eigentlich unser Leben ausmacht.

Ich konnte nicht anders, ich musste ihm helfen.

Kaum merkte er, dass ich nahe über ihm war, ließ er blitzschnell die Pfosten los, fuhr mit der Hand unter sein Kissen und zog eine Pistole hervor.

»Du bist verrückt, Oertzen«, sagte ich, »ich will dir nichts tun! Steck das Ding wieder weg.«

Er knurrte etwas und schob die Waffe wieder unter sein Kissen.

»Komm, leg dich mal auf die Decke!«

Er rollte sich zur Seite, ich schob eine Wollecke unter ihn, schlug sie, als er sich darauf gewälzt hatte, über ihn und befestigte die vier Ecken mit Stricken an den Bettpfosten. Es war mühselige Arbeit von mindestens einer halben Stunde, weil das immer stärker werdende Schlingern mein Werk erschwerte. Einmal kam ich nicht recht weiter und weil ich Oertzen nicht unnötig wehtun wollte, rief ich Veit zu Hilfe. Der aber reagierte gar nicht. Dass er schlief, hielt ich wegen des Sturms für ausgeschlossen. So konnte sein Schweigen nur Desinteresse bedeuten.

Endlich hatte ich den Verletzten nach allen Seiten so abgesichert, dass die Bewegungen des Schiffes ihn

nicht aus dem Bett werfen oder an die Wand schlen-  
dern konnten. Er sagte nichts, bedankte sich auch nicht.  
Aber das hatte ich bei ihm sowieso nicht erwartet.

Ich stieg wieder in meine Kojе hinauf und versuch-  
te zu schlafen, was aber nicht recht gelingen wollte.

Gegen Morgen muss ich dann doch etwas einge-  
schlafen sein, als mich eine Bewegung weckte.

Veit stand neben meinem Lager. Er hatte mich wohl  
gar nicht wecken wollen, sich aber bei einem kräftigen  
Überholen des Schiffes am Rand der Kojе festhal-  
ten wollen und dabei meinen Arm leicht angestoßen.

Jetzt konnte ich im Dämmerlicht des schwach her-  
aufziehenden Morgens erkennen, wie er sich über  
Oertzen beugte und sich am Kopfende seines Lagers  
zu schaffen machte.

Im ersten Moment dachte ich, er wollte ihn wür-  
gen, so wie Oertzen das mit ihm gemacht hatte. Aber  
nein, das würde Veit sicher nicht tun. Was aber dann?

Ich öffnete schon den Mund, um ihn zu fragen, be-  
schloss dann aber doch, so zu tun, als habe ich von  
allem nichts gemerkt.

Oertzen tat tiefe, regelmäßige Atemzüge. Offenbar  
war er, nachdem er sich die halbe Nacht mit Festhalten  
angestrengt hatte, nun doch übermüdet eingeschlafen.

Für eine Weile konnte ich von Veit nichts sehen, da  
er sich bückte und ich mich nicht bewegen wollte.

Dann richtete er sich wieder auf, ging zu einer der  
offenen Luken und verrichtete dort etwas, was ich  
nicht sehen konnte, was aber mit leise kratzendem und  
klopfendem Geräusch verbunden war. Schließlich kam  
er zurück, machte sich abermals an Oertzens Bett zu  
schaffen und legte sich dann wieder in seine Kojе.

Langsam dämmerte der Tag herauf. Er war nicht hell  
und strahlend und zugleich mit drückender Hitze wie

in den vergangenen Wochen. Eine dichte Wolkendecke verbarg die Sonne und ich nahm ihr das nicht einmal übel.

Auf Deck wurde mit Fleiß gearbeitet, wie der manigfache Lärm bewies: Befehle, das Trampeln der Füße und schließlich sogar ein zaghafter Versuch zu singen.

Ich stand auf und schaute durch die Spalten. Es war ein großartiger Anblick, der etwas von der neuen Hoffnung wiedergab, die nach langer Apathie nun von allen Besitz ergriffen hatte. Noch waren die Männer entkräftet, aber sie packten wieder zu, sie setzten sich ein und die Gesichter spiegelten Eifer und Entschlossenheit.

Plötzlich rief einer der Männer etwas, was ich nicht verstehen konnte. Alle schauten zu ihm hin, dann zum Himmel hinauf, streckten die Hände aus, jubelten, lachten ... es regnete! Dicke Wassertropfen klatschten herunter, erst wenige, dann immer mehr und plötzlich setzte ein Wolkenbruch ein, wie ich ihn selten erlebt habe.

Die Seeleute rissen ihre Kleider vom Leib, reckten sich, einige legten sich flach hin, um den stürzenden Wassern eine möglichst große Fläche zu bieten.

Ich konnte nicht mehr an mich halten. Rasch riss ich die Tür auf, entledigte mich auch aller meiner Kleider, ließ mich von dem herrlichen und kühlen Nass überströmen, wusch mir mit den bloßen Händen den Körper und freute mich genauso kindlich wie alle anderen. Auch Veit kam heraus und tat es mir gleich.

Eine große Begeisterung hatte uns alle ergriffen. Es war, als könnten wir nun mit Schmutz und Schweiß auch alle bösen Erinnerungen von uns abwaschen. Lautes Lachen, Jauchzen, Singen mischte sich in das Platzen des Regengusses auf die Decksplanken. Hätte uns jemand aus der zivilisierten Welt in diesem Au-

genblick beobachten können, der die vergangenen Wochen nicht mit uns erlebt hätte – er müsste meinen, eine Horde Irrsinniger vor sich zu haben. Nackt hüpfen wir durch den Regen, ausgelassen wie Kinder, vollführten Tänze und Gesänge. In einer Situation, die einen sonst veranlasst, schnell ein schützendes Dach zu suchen, tollten wir im Freien herum und konnten nicht genug von dem Wasser auf unsere Haut kriegen. Wie ein Geschenk aus einer anderen, unbeschwerten Welt fiel es in schier unerschöpflichen Mengen vom Himmel herunter.

Plötzlich rief jemand: »Sammeln!«

Da fuhr eine rege Geschäftigkeit in die ausgelassenen Seeleute. Sie rannten, nackt wie sie waren, und holten die leeren Fässer. Eimer und Schüsseln aus der Kombüse wurden aufgestellt. Einige versuchten, das vom Kajütendach herunterschießende Wasser zu sammeln, andere hantierten mit Segeltuch, das sie ausgebreitet hielten, um damit den Regen in ein Fass zu lenken.

Veit und ich waren – mehr aus Gewohnheit als aus Überlegung – immer noch von den anderen ferngeblieben, obwohl die Ansteckungsgefahr nur noch sehr gering sein konnte, nachdem längere Zeit niemand mehr erkrankt war. Die Seeleute respektierten das und hielten auch Abstand von uns.

Wir trugen nun auch unser Wasserfass, das nur noch zu einem Drittel gefüllt war, ins Freie und öffneten es. Sämtliche Gefäße, selbst die kleinsten Trinkbecher, stellten wir daneben. Viel mochte das sicher nicht einbringen. Aber auch für wenig lohnte es sich, zumal ein nicht zu bändigender Eifer uns ergriffen hatte.

Bei all dem schlingerte das Schiff so heftig, dass ab und zu einer der Trinkbecher umfiel und fortrollte. Dann sprangen Veit und ich hinterher, versuchten ihn

zu packen, purzelten, als er wieder in Bewegung kam, hinterher. Kaum hatten wir uns ausgerichtet, wurden wir vom erneuten Überholen der »Egmont« wieder hingeworfen, lachten und halfen uns gegenseitig auf.

Dann ließ der Regen nach. Plötzlich fiel mir ein, dass wir ihn noch nutzen mussten, um unsere Kleider auszuwaschen. Wir breiteten unsere »Wäsche« auf dem Deck aus, drückten das Wasser heraus und breiteten sie wieder aus.

Schließlich wurde der Regen immer schwächer und hörte ganz auf. Schade! Wir packten die Kleider zusammen, schütteten das gesammelte Wasser aus sämtlichen Gefäßen in das Fass und trugen alles in unsere Kajüte.

Dort empfing uns Oertzen mit genau der gegenteiligen Stimmung als der, die wir mitbrachten.

Mürrisch knurrte er uns an: »Ihr hättet ja auch ruhig meine Wäsche mit nach draußen nehmen können! Aber das kann man wohl von euch nicht erwarten.«

Ich muss gestehen, ich hatte gar nicht an ihn gedacht. Ich bot ihm an, er könne sich mit dem aufgefangenen Wasser einmal etwas gründlicher waschen. Aber er antwortete nicht, drehte sich nur mühsam und offensichtlich unter Schmerzen zur Wand.

Nun wurde es uns doch etwas kalt. Die Luft war ja längst nicht mehr so heiß und das Regenwasser hatte unsere Haut ausgekühlt. Was aber konnten wir anziehen, da alle unsere Kleider nass waren?

Es blieb uns nichts anderes übrig, als in unsere Kojen zu klettern und uns zuzudecken.

Vom weiteren Verlauf dieses Tages ist nichts weiter zu berichten, als dass Oertzens Schmerzen offenbar schlimmer wurden. Er fluchte immer lauter. Als ich ihn einmal nach seinem Ergehen fragte, fuhr er mir über den Mund. Dann stellte ich an seinen Bewegun-

gen fest, dass sich das verletzte Bein anscheinend seiner Kontrolle entzog.

Ich redete ihm zu, die Kugel müsse herausgeholt werden, obwohl ich mir nicht vorstellen konnte, wie das geschehen sollte. Er wies mich aber ab. Erst recht Veit, der ihm das gleiche sagte. Er fluchte und schimpfte, wir sollten ihn in Ruhe lassen. Veit hätte das ja verschuldet. Jetzt ließe er ihn nicht an das Bein, damit er es am Ende nicht noch schlimmer machte. Als Veit ihm entgegnete, es sei Oertzens eigene Sache, ob er an dem Geschoss im Bein und an einer Entzündung sterben wolle, brüllte er noch lauter und wüster mit Worten, die ich hier nicht wiedergeben kann.

Am Abend kam Weißgerber an unsere Tür. Dem Kapitän ging es nach seinen Worten wieder etwas besser, wenn auch noch nicht gut. Für den Herrnhuter aber und für einen der Männer im vorderen Logis sah er ernste Lebensgefahr.

Wir erzählten ihm von unserem Kampf und von Oertzens Verwundung.

»Die Kugel muss heraus!«, sagte er sofort. »Ich weiß von meiner Zeit bei der Armee, dass da höchste Gefahr besteht.«

»Er will aber niemanden heranlassen.«

»Ihr müsst ihn überreden, wenn er nicht sterben soll.«

»Aber wie macht man so etwas, das Geschoss herausholen?«

Weißgerber überlegte. »Uns ist darüber manches gesagt worden, aber ich habe das meiste vergessen. Auf jeden Fall dürft ihr nicht einfach mit einem Messer schneiden. Ihr müsst es vorher im Feuer erhitzen, sonst macht ihr die Sache nur noch schlimmer.«

Plötzlich brüllte Oertzen von seinem Lager aus dazwischen: »Aufhören! Aufhören, sage ich! Es schnei-



det mir keiner an meinem Bein herum! Kümmert euch um eure eigenen Angelegenheiten!«

Es schien mir in den letzten Stunden, als müsse er seine unbändige Energie in seine Worte, seine Wutausbrüche und Flüche verlegen, wo er nun zur körperlichen Untätigkeit gezwungen war.

Wie sollten wir jemandem helfen, der sich nicht helfen lassen wollte?

Später – Weißgerber war wieder gegangen, um ganz selbstverständlich die Aufgaben des Missionars zu übernehmen – wurde es mit Oertzens Bein so schlimm, dass er offenbar einzusehen begann, dass etwas geschehen müsse. Er machte mir unaufhörlich Vorschläge, was ich unternehmen könnte, wenn es sich weiter verschlimmern sollte. Es schien mir fast, als redete er nur, um überhaupt etwas zu reden. Vielleicht hatte er auch Fieber und war nicht mehr so recht Herr seiner Gedanken.

Eine Zeitlang hörte ich schweigend zu, dann aber war meine Geduld zu Ende und ich unterbrach ihn: »Nun sei mal still, Oertzen und rede nicht solch ein dummes Zeug! Vor der Kajüte können wir kein Feuer machen, weil da alles aus Holz ist. Das geht nur im Herd in der Kombüse. Und deine riesigen Waffen kann man auch nicht dafür verwenden. Das Messer ist zu breit und zu dick und der Säbel zu lang. Wie soll man denn damit hantieren? Und drittens musst du mir darüber keinen Vortrag halten, denn ich mache es sowieso nicht. Da wende dich an Veit.«

»Niemals!« rief der von seiner Koje herüber. »Ich nicht!«

»Beruhige dich!«, knirschte Oertzen. »Ich lasse dich sowieso nicht dran. Linz muss das machen.«

»Das ist ganz ausgeschlossen!«, wehrte ich ab. Der Gedanke, mit einem heißen Messer in der Muskulatur

eines lebenden Menschen herumzuwühlen und dort nach einem erbsengroßen Bleistück zu suchen, trieb mir jetzt schon den Schweiß auf die Stirn. »Du kannst reden, wie du willst. Aber ich schneide nicht an deinem Bein herum. Ich kann das auch gar nicht. Ich wüsste überhaupt nicht, wie ich das machen muss.«

»Feiglinge seid ihr!«, gab Oertzen zur Antwort. »Erst redet ihr mir zu, ich sollte das mit mir machen lassen und nun wollt ihr nicht dran!«

Man hörte es seiner Stimme an, dass es ihm so auch ganz recht war. Wenn sich auf diese Weise eine Entscheidung für oder gegen den Eingriff erübrigte, war ihm das offensichtlich nicht unangenehm.

Wir stellten unser Gespräch ein und versuchten zu schlafen. Aber das war ganz unmöglich. Oertzen stöhnte immer wieder, stieß manchmal einen verhaltenen Fluch aus und murmelte wirres Zeug.

Einmal, mitten in der Nacht, schimpfte Veit mit ihm, er solle doch endlich ruhig sein. Oertzen gab ihm eine seiner gewohnten, heftigen Antworten. Ein Wortstreit entspann sich. Als der sich gelegt hatte, war alles wie vorher.

Immer lauter wurden die Flüche. Als endlich der Morgen heraufdämmerte, war offenbar der Höhepunkt erreicht und Oertzen zu allem entschlossen.

Er hatte noch in der von mir befestigten Decke gelegen, obwohl der Sturm deutlich nachgelassen hatte.

Nun schnitt er in einem plötzlichen Entschluss die Stricke mit seinem Dolch ab und wälzte sich aus seinem Bett auf den Boden.

»Was machst du denn da?«, rief ich ihn an. »Wo willst du hin? Sag's doch, ich helfe dir!«

»Bleib da, ich brauche dich nicht!«, keuchte er nur.

Dann steckte er sich seine Pistolen in den Gürtel und versuchte, sich voran zu arbeiten. Das klappte

nicht recht, war wohl auch mit starken Schmerzen verbunden. Er probierte verschiedene Methoden aus und schob sich schließlich sitzend rückwärts, das verletzte Bein hinter sich herziehend, zur Tür.

Mit ungeheurem Energieaufwand, den ich nur bewundern konnte, entriegelte er die Tür und öffnete sie. Dann schob er sich nach draußen, lehnte sich mit dem Rücken an den Türpfosten und wartete.

Da zunächst nichts geschah, schlief ich endlich ein. Ich war sehr müde und wurde nun nicht mehr von seinem Stöhnen in meiner unmittelbaren Nähe gestört.

Es war schon hell, als mich der laute Ruf Oertzens aus dem Schlaf weckte: »Weißgerber!«

Ich sprang aus dem Bett und streifte meine inzwischen einigermaßen trockenen Kleider über. Veit tat das gleiche.

Oertzen saß immer noch in der Tür und fuchtelte mit seinen Pistolen herum. »Komm her!«, rief er, »sonst schieße ich!«

Weißgerber kam langsam näher. »Was ist los? Was willst du von mir?«

»Noch näher! Komm hierher!«

»Hast du keine Angst mehr, dich anzustecken?«, fragte Weißgerber.

»Die Gefahr besteht, aber die Gefahr, dass ich an diesem Blei im Bein sterbe, ist größer. Du sollst es mir herausholen.«

»Ich? Wie kommst du denn darauf? Ich verstehe nichts davon!«

»Aber immer noch mehr als die beiden hier. Außerdem wollen sie nicht. Nun rede nicht lange! Hock dich da hin und besieh dir das Bein! Linz, du gehst inzwischen zum Schiffskoch, lässt dir ein Messer geben und machst es heiß.«

Weißgerber unterbrach ihn: »Moment mal! So ein-

fach geht das nicht! Ich brauche noch mehr Tücher und reichlich von dem Regenwasser, das wir gestern aufgefangen haben. Und dann muss ich nochmal zum Kapitän und ihn fragen, wie ich am besten vorgehen soll. Ich habe inzwischen erfahren, dass er sich auf solche Dinge ein wenig versteht.«

»Das kann alles Linz für dich besorgen. Du bleibst hier. Ich bin nämlich nicht sicher, ob du sonst wiederkommst. Los, Linz, geh! Und du, Weißgerber, merke dir: Wenn du dich drückst oder wenn du mir mehr weh tust, als unbedingt nötig ist, dann schieße ich.«

Veit mischte sich ein, während ich über Oertzens Bein hinwegstieg: »Oertzen, was stellst du dir denn vor? Das ist eine Aufgabe, zu der man Ruhe und eine sichere Hand braucht. Das kann man nicht vor der Mündung deiner Pistole verrichten. Vor allem nicht, wenn du vor Schmerzen zu zittern anfängst.«

»Misch dich nicht ein! Los, Weißgerber!«

»Gib die Pistolen her!« Veit ließ nicht locker. Als Oertzen gar nicht auf ihn achtete, trat er an ihn heran und streckte die Hand danach aus.

»Weg!«, schrie Oertzen. »Sonst schieße ich auf dich!«

»Aber so hör' doch, es ist besser, wenn du ihm nicht Angst machst!«

»Wenn ich ihn nicht bedrohe, lässt er mich im Stich. Ich lasse mich doch nicht an der Nase herumführen. Ich weiß genau, was ich von euch zu erwarten habe. Ihr seid alle meine Feinde! Jawohl, meine Feinde! Wenn ich euch nicht zwingen, mir zu helfen, lasst ihr mich elend umkommen! Tritt zurück, damit ich dich besser unter Kontrolle halten kann!«

Weißgerber sagte leise: »Wenn ich dein Feind bin, Oertzen, dann hast du mich dazu gemacht. Aber Jesus hat gesagt: Liebet eure Feinde. Ich helfe dir, auch wenn du mich nicht bedrohst.«

»Ich verzichte auf deine Feindesliebe! Es reicht, wenn du mich fürchtest.«

Veit trat noch näher an Oertzen heran. »Veit!«, rief ich ihn an. Was tat er da? Er wusste doch, dass Oertzen schießen würde! Aber Veit griff mit beiden Händen nach den Pistolen.

»Zurück!«, schrie Oertzen. Seine Augen blitzten.

»Veit!«, rief ich nochmals und sprang herzu, um – wenn möglich – einen Schuss zu verhindern.

Dann knackte etwas.

Oertzen hatte abgedrückt, aber kein Schuss löste sich.

Die andere Pistole knackte auch nur.

Oertzen war so verblüfft, dass Veit keine Mühe hatte, ihm die Waffen aus den Händen zu reißen.

Weißgerber und ich standen ebenso erstaunt wortlos daneben.

Veit aber war die Ruhe selbst.

»Ich habe Kugel und Pulver herausgenommen«, sagte er, »damit du keinen Unsinn anstellst. Ein Verrückter wie du soll nicht mit solch einem gefährlichen Spielzeug hantieren.«

Ich erinnerte mich an die Beobachtung in der vorvergangenen Nacht.

Oertzen kochte vor Wut und überschüttete Veit mit unflätigen Verwünschungen.

Der wandte sich Weißgerber zu und forderte ihn auf: »So, nun geh wieder! Es bedroht dich niemand. Du kannst gehen!«

»Ich habe gesagt, dass ich helfen will und das werde ich auch tun!«

Veit wurde rot ins Gesicht und brüllte, ohne dass ich mir erklären konnte, warum: »Mach, dass du fortkommst! Dieser Mann hat gesagt, dass er dein Feind ist. Er hat dich zweimal mit der Pistole bedroht und

hätte dich mehrmals fast umgebracht. Er ist wütend auf dich und würde die nächste Gelegenheit nutzen, sich an dir für die Schmach zu rächen, die du ihm zugefügt hast. Warum willst du ihn zusammenflicken? Er schadet dir nur! Überlass ihn sich selbst! Das ist das Beste für dich!«

Was war in den Alten gefahren? Warum sprach er so? Ich machte einen Versuch, ihn zu beschwichtigen: »Veit, wie redest du denn?« Aber er beachtete mich gar nicht, redete statt dessen auf Weißgerber ein. Er, der gerade Oertzen vorgeworfen hatte, er sei von Sinnen, benahm sich jetzt fast selbst so.

Weißgerber sah Veit lange schweigend an und ließ seine Schimpfreude über sich ergehen.

Als der nicht enden wollte, kniete der Elsässer wortlos nieder und begann, den Verband abzuwickeln, den wir um das Bein gelegt hatten.

Das brachte Veit noch mehr in Rage. Er eilte in die Kajüte und kam mit dem Säbel zurück. Den hielt er mit der Spitze Weißgerber an den Hals und zischte: »Wenn du nicht augenblicklich aufhörst, steche ich zu!«

Ich konnte nur entsetzt zusehen, starr vor Schreck. Ich war unfähig, hier irgendetwas Vernünftiges zu tun.

Weißgerber richtete sich langsam auf, erhob sich, während die Säbelspitze dauernd seinen Hals berührte, und sah Veit schweigend an. Bleich war er, aber er zitterte nicht.

Lange Zeit standen sie so. Niemand sprach.

Oertzen war genauso wie ich starr vor Schreck und Staunen.

Ein paar der Seeleute standen in einiger Entfernung und sahen der Szene mit der gleichen Spannung zu.

Eine Ewigkeit schien zu vergehen, bis Weißgerber

den Mund öffnete und leise fragte: »Warum tust du das, Veit?«

Der Alte sagte nichts, machte nur eine heftige Bewegung mit dem Kopf.

Der kleine Eindruck, den die Spitze des Säbels in der Haut an Weißgerbers Hals verursachte, machte deutlich, dass Veit es ernst meinte.

Nach abermals einer Weile sagte Weißgerber langsam und leise: »Ich bin ein Soldat gewesen und sehe nicht zum ersten Mal dem Tod ins Auge. Ich brauche also nicht in panischer Angst zu handeln, sondern kann nüchtern überlegen, was ich tue.«

Es klang, als wollte er sich selbst über seine Gedanken klar werden.

Der Elsässer schluckte vorsichtig.

Alle Blicke waren auf den kleinen Punkt gerichtet, wo sich die blanke Waffe und der menschliche Körper so bedrohlich berührten.

Weißgerber fuhr fort: »Es gibt zwei Möglichkeiten. Entweder, ich höre nicht auf dich. Dann stichst du mich vielleicht nieder. Die Folge wird sein, dass auch Oertzen stirbt. Du bist dann also ein Doppelmörder. Oder aber – das wäre die zweite Möglichkeit – ich tue, was du willst. Dann stirbt Oertzen auch, ich aber bleibe lebendig. Aber ich bin dann an seinem Tod neben dir mitschuldig. Im ersten Fall haben wir einen Mörder und zwei Tote, im zweiten Fall einen Toten und zwei Mörder. Was wird wohl das bessere sein?«

Ich musste mich einmischen, ohne dass ich wusste, was ich sagen sollte. »Geh doch, Weißgerber! Ich werde die Kugel herausholen.«

»Halt den Mund!«, zischte Veit.

»Gib dir keine Mühe«, sagte Weißgerber ebenso leise wie bisher. »Ich werde nicht gehen. Ich kann es nicht.«

Veit öffnete den Mund und fragte fast hilflos: »Warum denn nicht?« Der Ton, in dem er plötzlich sprach, passte gar nicht zu seiner drohenden Haltung. »Warum kannst du denn nicht gehen?«

»Ihr alle habt meine Geschichte gehört. Ich habe mich jahrelang damit gequält, dass ich unschuldige Menschen getötet habe. Mein Gewissen hat mir keine Ruhe gelassen. Nun aber bin ich davon befreit. Gott hat mir vergeben. Ich konnte noch einmal ganz von vorn anfangen. Soll ich diese herrliche Erfahrung jetzt missachten und wieder zum Mörder werden? Soll ich am Tod eines anderen mitschuldig werden, nur um mein Leben zu retten, das dann kein wirkliches Leben mehr wäre, sondern nur ein Dasein in Qual und Selbstvorwürfen? Ich weiß, wovon ich rede! Nein, lieber beende ich mein Leben, wie es jetzt ist: befreit von aller Schuld, unter der Liebe Gottes.«

Er sah Veit fest in die Augen. Dessen Augen flackerten wild und seine Hand zitterte.

»So«, hauchte Weißgerber mehr, als dass er sprach, »und nun tu, was du willst.«

Dann wandte er sich der Wunde an Oertzens Oberschenkel zu.

Veit hielt den Säbel noch einige Augenblicke in genau der gleichen Stellung wie vorher, so als stünde der andere noch vor ihm.

Dann ging ein immer heftigeres Zittern durch seinen ganzen Körper. Es pflanzte sich über seinen Arm bis in den blanken Stahl fort. Die Waffe vibrierte immer heftiger, bis sie plötzlich zu Boden fiel.

Noch einige Sekunden stand der Alte da, wie in einer Bewegung plötzlich erstarrt. Dann wandte er sich langsam um, schlich, von Oertzens und meinen Blicken verfolgt, in die Kajüte, warf sich auf sein Lager und vergrub sein Gesicht im Kissen.



Ich suchte Weißgerbers Blick. Der aber beschäftigte sich mit der Wunde. Ich sah wohl an seinem bleichen Gesicht und an dem leichten Zittern seiner Hände, dass er auch nicht so ruhig war, wie es seine bedachten Worte hatten vermuten lassen. Aber er war offensichtlich nicht gewillt, über die Sache jetzt weiter zu sprechen.

Dann sah ich zu Oertzen hinunter. Völlige Ratlosigkeit lag in seinem Blick. Er schien es nicht begreifen zu können, dass die Dinge über ihm hinweggerollt waren, dass er nicht mehr der Bestimmende und Handelnde, sondern nur noch das hilflose Objekt war.

Weißgerber wies mich an, einige Gefäße bereitzustellen. Dann ging er in die Kajüte des Kapitäns hinüber. Nach einiger Zeit kam er heraus und verschwand in der Kombüse. Dort gab er wohl wegen des Messers Anweisungen.

Während der ganzen Zeit sprach bei uns niemand. Unsere Gedanken wiederholten die Ereignisse, die wir eben erlebt hatten. Oertzen bangte wohl auch vor dem Kommenden, er wurde unruhiger.

Endlich kam Weißgerber zurück, eine Flasche Rum in der Hand. Er hielt sie Oertzen hin: »Hier trink! Aber viel! So viel du kannst.«

Oertzen setzte die Flasche an und trank, während Weißgerber seine Vorbereitungen traf. Einige der Seeleute schauten von weitem zu, ich assistierte. Weder Weißgerber noch ich entwickelten ein besonderes Geschick. Aber wir mussten eben tun, was wir konnten.

Nach einiger Zeit hatte Oertzen die Flasche fast bis zur Hälfte gelehrt und bekam glasige Augen. Mit lallender Zunge begann er wirres Zeug zu reden.

Weißgerber reichte das noch nicht. Er setzte dem Verletzten die Flasche an den Hals, schüttete und hielt ihm die Nase zu. Oertzen schluckte, ließe aber auch viel von dem Rum aus dem Mund laufen.

Dann rief der Elsässer mit einer Selbstverständlichkeit, als habe er auf diesem Schiff zu befehlen, zwei der in der Nähe stehenden Matrosen herbei. Ein kräftiger Bursche hielt Oertzen von hinten die Arme fest, der zweite legte sich über seinen Körper. Ich bekam die Aufgabe zugewiesen, mich unterhalb der Knie auf die Beine zu setzen und möglichst die Hände für Hilfsarbeiten freizuhalten.

Als alles soweit vorbereitet war, kam der Schiffskoch mit dem Messer. Es lag auf einem Teller.

»Ist das etwa so heiß, das ich es nicht anfassen kann?«, fragte Weißgerber.

»Wie Ihr gesagt habt!«, knurrte der Koch, der wohl nur ungern an dieser Aktion beteiligt war.

Weißgerber nahm das Messer vorsichtig mit einem Lappen.

Dann begann das Schneiden, dem zuzusehen mir mehr Blut aus dem Kopf vertrieb, als aus Oertzens Wunde floss. Der Verletzte bäumte sich schreiend auf und wir mussten alle Kraft aufbieten, um ihn einigermaßen ruhig zu halten.

Es dauerte nicht sehr lange, da hatte Weißgerber die Bleikugel gefunden. Er säuberte die Wunde und wusch noch mit Rum nach. Dann verband er das Bein so, dass der Schnitt wieder zusammengepresst wurde und versuchte, mit Tüchern den Blutfluss zum Stillstand zu bringen.

Die Operation war beendet.

Wir trugen Oertzen hinein und legten ihn auf seine Koje.

Weißgerber machte sich an seiner Kiste zu schaffen.

Die beiden Seeleute schauten neugierig zu Veit hinüber, der immer noch mit dem Gesicht nach unten dalag. Ich musste sie mit ein paar freundlichen Worten

und sanftem Druck hinausschieben. Dort bedankte ich mich bei ihnen für ihre Hilfe.

Weißgerber kam heraus. Er hatte einige Kleidungsstücke unter dem Arm. Wir sahen uns an. Ich fühlte mich auf einmal auf eine Weise zu ihm hingezogen, die ich noch nicht kennen gelernt hatte, seit wir gemeinsam auf der »Egmont« waren. Ich reichte ihm die Hand. Er ergriff sie wortlos, drückte sie und ging dann zu seinen weiteren Pflichten.

Ich betrat nach einigem Zögern schweren Herzens wieder unsere Kajüte, wo ein Schwerkranker und ein aus mir unerklärlichen Gründen Verzweifelter auf mich warteten.

Widerwillig stopfte ich ein paar Bohnen in mich hinein – ich hatte heute ja noch nichts gegessen – spülte mit Wasser nach und stellte mich an ein Fenster, um Blicke und Gedanken hinaus schweifen zu lassen.

Ich hatte den Aufenthalt in dieser Kajüte satt. Wie viel hätte ich dafür gegeben, diese Atmosphäre abschütteln zu können, die stets in dieser Kammer herrschte. Aber ich konnte mich nicht dazu entschließen, mit den Matrosen das Logis zu teilen, zumal die Pestgefahr noch nicht gebannt war. Zum anderen war ich ja nun wohl verpflichtet, mich um Oertzen zu kümmern. Wer sollte das sonst tun?

Es war mir alles zuwider. Die stickige Luft unter der niedrigen Balkendecke, die einseitige Nahrung, bei der man sich schon satt fühlte, wenn man sie nur ansah, die verschwitzten Betten und Kleider, einfach alles. Und hauptsächlich die Menschen mit ihren körperlichen und seelischen Wunden, mit ihren Launen und ihrer Tyrannei. Am besten wäre es wohl, allein zu sein. Oder doch nicht? Vielleicht sehnte man sich dann nach Gemeinsamkeit mit anderen.

Ich wollte mich hüten, zu verächtlich von den anderen zu denken. Vielleicht war ich ja nur in meiner ganz persönlichen Einschätzung besser und die anderen litten genauso unter mir, wie ich unter ihnen. Schließlich hatte ich auch schon einige Male die Kontrolle über mich verloren.

Schade, dass Weißgerber nicht hier war. Er erschien mir seit jener Nacht in einem ganz anderen Licht, so, als sei er ein anderer und nicht der, der sich in den ersten Tagen genauso gestritten hatte wie alle. Hoffentlich würde ich in den letzten Tagen unserer Reise noch manche Gelegenheit haben, mit ihm zu sprechen.

Wohl eine halbe Stunde war vergangen, die ich so meinen Gedanken nachgehungen hatte, vielleicht waren es auch zwei volle Stunden, da erhob sich Veit. Sein Gesicht wirkte bleich und zerknittert. Sein Blick war nicht mehr so leer wie früher, sondern zeigte einen Ausdruck, den ich nicht einzuordnen wusste.

Er setzte sich an den Tisch und begann mit energischen Bewegungen in sein Tagebuch zu schreiben.

Sehr schnell schrieb er zwei oder drei Seiten voll. Er merkte nicht, dass ich ihn beobachtete. Oder wenn er es bemerkte, beachtete er es nicht. Die Stille wurde nur gelegentlich durch das Stöhnen von Oertzen unterbrochen.

Dann wurde das Schreiben langsamer. Veit sah immer wieder minutenlang auf das Buch, ohne die Feder zu bewegen, schrieb dann einige Sätze und hielt erneut an. Nach einer längeren Pause tauchte er die Feder ein und strich einen Absatz durch. Er blätterte zurück, tauchte wieder ein und zog einen raschen Strich über ganze Seiten. Schließlich schien ihm auch das nicht zu genügen. Er legte sein Schreibzeug weg, nahm das Buch und trat damit – ohne mich auch nur ein wenig zu beachten – an das Fenster neben dem, an dem ich stand.

Ich beugte mich hinaus, um von der Seite zu beobachten, was er tat. Jetzt öffnete er das Buch und riss Seite für Seite streifenweise heraus, zerknüllte die Fetzen und ließ sie ins Meer flattern.

Das tat er nicht unbeherrscht, nicht wütend, wie etwa jemand, dem sein Werk misslungen ist und der es darum nicht mehr sehen und niemandem zugänglich machen will, sondern sorgfältig, bedächtig, fast feierlich.

Er brauchte wohl etwa eine Viertelstunde für dieses Zerstörungswerk. Abschließend zerriss er den Buchdeckel am Rücken und warf ihn hinterher.

Das ganze wirkte seltsam, fast komödiantisch. Aber zum Lachen oder gar zum Spotten war mir gar nicht zumute. Ich spürte nur zu gut, dass eine mir noch unbekanntes Tragik in dieser Komödie lag.

Nachdem wir beide eine Zeitlang auf das Meer gestarrt hatten – jeder aus seinem Fenster –, sprach er mich an; ein Zeichen dafür, dass er doch von mir Notiz genommen hatte. Er sah mich nicht an, als er sagte: »Es war alles ein Irrtum.«

Ich erwartete, dass er dazu noch mehr sagte. Als er aber längere Zeit schwieg, fragte ich: »Was war ein Irrtum?«

Er wies mit einer Kopfbewegung aufs Meer hinaus und meinte wohl sein Tagebuch mit der reichlich knappen Erklärung: »Das da.«

Natürlich konnte ich damit nichts anfangen. Sollte ich ihn fragen? Wollte er darüber sprechen oder war ihm das unangenehm? Ich beschloss zu warten, bis er von sich aus das Gespräch weiterführen würde.

Es verging wieder eine längere Zeit, bis er erneut den Mund öffnete. Aber was er sagte, war auch diesmal nichts, was mir zur Klärung des Geheimnisses hätte helfen können. »Ein tragischer und folgenschwe-

rer Irrtum.« Schließlich konnte ich nicht mehr an mich halten.

»Ich muss dir etwas gestehen, Veit«, sagte ich. »Ich habe einmal heimlich darin gelesen, vielleicht zwei oder drei Abschnitte.«

Er zeigte sich nicht besonders beeindruckt von meinem Bekenntnis.

»Dann kennst du wohl auch meine Geschichte ein wenig?«, erwiderte er.

»Nein, davon stand nichts an den Stellen, die ich las.«

»Willst du sie hören?«

»Deine Geschichte?«

»Ja, meine Geschichte. Willst du sie hören?«

»Wenn du sie mir erzählen willst – gerne!«

Er schwieg. Dann sagte er überlegend: »Ja, ich will. Um meinetwillen und um deinetwillen. Du hast Weißgerbers Geschichte gehört, du sollst auch meine hören.«

Nach einer längeren Pause ergänzte er: »Und ich muss dir ja auch die Szene von vorhin erklären, als ich mich so bösartig gegen Weißgerber verhielt. Ich kann sie dir aber nur erklären, wenn ich dir alles erzähle. Ob du mich dann allerdings verstehen kannst, kann ich nur hoffen.«

Ich forderte ihn durch keine Frage heraus, sondern wartete geduldig, bis er seine Gedanken gesammelt hatte.

Dann begann er: »Es ist keine dramatische Geschichte, so wie die von Weißgerber. Jedenfalls entbehrt sie jeder äußeren Dramatik. Auf eine andere Art allerdings ist sie sehr wohl voller Spannung. Nur weiß ich nicht, ob du das auch so empfinden wirst. Und das Ende liegt dem von Weißgerbers Geschichte sehr nahe.«

»Diese Einleitung macht mich schon gespannt.«

»Erwarte nicht so viel. Ich will dir nicht aus meinem Leben erzählen, um dich zu unterhalten.«

Er lehnte sich ein wenig zu mir herüber, um leiser sprechen zu können, und begann.

»Neununddreißig Jahre meines Lebens habe ich in einem kleinen Dorf im Königreich Bayern zugebracht – als Pfarrer. Neununddreißig Jahre – mehr als ein halbes Menschenleben. Ich habe Kinder getauft, junge Leute getraut, Gestorbene beerdigt. Das ganze Dorf ist in meinem Unterricht gewesen. Nicht weniger als ein ganzes Dorf. Aber auch nicht mehr als ein kleines bayerisches Dorf. Es hat mein Leben ausgemacht, dieses Dorf.

Das kann man ja verschieden bewerten. Zu Anfang habe ich es sehr positiv gesehen, dass nun die acht-hunderteinundzwanzig Menschen dieses Ortes – genau so viele waren es damals – mir anvertraut wurden. Das hat mich mit Stolz und Verantwortungsbe-wusstsein erfüllt. Ich war jung und voller Eifer für die Sache Gottes. Geringschätzig blickte ich auf das Werk meines Vorgängers, der müde und schwach aus dem Amt schied, um mir Platz zu machen. Ich wollte dieses Dorf zu geistlichem Leben erwecken, wollte Sün-de und Unrecht verbannen.

Schlimme Schandtaten waren selten, aber die Men-schen, die moralisch durchschnittlich sein mochten, glaubten nicht. Oh, sie hielten sich für wahre Chris-ten, sie kannten die Gebote, sie kamen in den Gottes-dienst, regelmäßig sogar.

Aber der Gottesdienst war eine Sache und das Pri-vatleben eine andere. War man aus der Kirche ins Freie getreten, galt nicht mehr, was man gehört hatte. Glau-be war etwas für den Sonntagmorgen und Streit, Ge-winnstreben, Selbstruhm, Putzsucht, Bauernschläue

in vielerlei Formen waren der Maßstab für das alltägliche Leben. Beides hatte nichts miteinander zu tun.

Ich versuchte, dagegen anzugehen, in Predigten, bei Hausbesuchen, bei Familienfeiern, wo ich regelmäßig Ehrengast war, in Gesprächen auf der Straße und am Krankenbett. Ich redete in Liebe zu ihnen und stellte die Einladung des Evangeliums in seiner ganzen Wärme heraus. Ich drohte mit Gottes Zorn. Ich brachte kluge Argumente und ich sprach so einfach, dass es die Kinder verstanden. Ich versuchte es mit geduldiger Unterweisung und mit zündender Rede. Das Ergebnis war gleich null.

Wollten zwei junge Leute heiraten, mahnte ich sie, nach dem Willen Gottes zu fragen. Sie aber fragten nur nach dem guten Aussehen und nach der Mitgift und verstanden gar nicht, was ich wollte.

Lag jemand auf dem Sterbelager, versuchte ich ihn auf die Ewigkeit vorzubereiten. Er aber hatte nichts als sein Testament im Kopf und haderte, dass er schon aus dieser Welt gehen müsse.

Trug jemand ernste Sorgen wegen einer Erkrankung oder wegen wirtschaftlicher Schwierigkeiten, so riet ich ihm zum Gebet. Dann aber sah er mich nur groß und verständnislos an und sagte: Ja, ja, natürlich beten wir auch. Davon aber habe ich nie etwas gesehen oder gehört. Sie hatten im Grunde Gott nicht nötig.

Ich war ja nicht gegen die menschlichen Möglichkeiten, nicht gegen ein ordentliches Testament, nicht gegen nüchterne Abwägungen in Ehefragen. Im Gegenteil, das alles empfahl ich ihnen. Ich setzte mich für ihr äußeres Wohlergehen ein, wo ich nur konnte. Aber das war mir nicht genug. Ich war als ein Bote Gottes zu ihnen gekommen, nicht als ein Zeremonienmeister für den Sonntagmorgen. Ich wollte, weil das



doch auch sicher Gott so wollte, dass er in ihrem Alltag etwas zu sagen hatte. Man konnte doch nicht, wenn man sich Christ nannte, den Heiligen und Allmächtigen mit einem Pflichtbesuch am Sonntag zu-friedenstellen, um sich damit für alles andere ein gutes Gewissen zu sichern! Der Christus musste doch für das ganze Leben bedeutsam sein.

Aber was auch immer ich unternahm, die Leute verstanden mich nicht. Es war, als hätte ihr Denken an der Stelle ein Loch, sodass sie einfach nicht begreifen konnten, was ich ihnen sagen wollte.

Jahrelang redete ich, betete ich, predigte ich – aber es änderte sich nichts, absolut gar nichts. Immer noch gab es kein Vertrauen zu Gott in den alltäglichen Sorgen. Immer noch ließen sie ihr Vieh von einem Mann mit magischen Fähigkeiten aus dem Nachbardorf besprechen. Immer noch saßen die zerstrittenen Familien getrennt unter der Kanzel und hörten der Botschaft von der Versöhnung zu.

Verstehst du, dass ich daran zerbrochen bin?

Mit großem Eifer hatte ich angefangen. Mit der Erkenntnis der Lage hatte sich mein Eifer noch gesteigert. Aber als sich nach zehn, fünfzehn Jahren noch kein Echo zeigte, ließ mein Eifer nach. Mehr noch, mein eigener Glaube kam ins Wanken.

Ich erinnere mich an einen Gottesdienst, in dem ich mit allen mir zur Verfügung stehenden rhetorischen Mitteln vom Gehorsam gegen Gottes Gebot gesprochen hatte. Einige Missstände hatte ich offen genannt. Als ich anschließend mit den Leuten sprach, redeten sie vom schlechten Wetter, von dem Hund, der weg-gelaufen war und von dem und dem Sohn, der nun mit jenem Mädchen ginge. Ich hätte schreien mögen: Hat euch denn überhaupt nicht beeindruckt oder auch nur interessiert, was Gott euch durch mich zu sagen

hatte? Könnt ihr denn in so beleidigender Weise, ja in Gott beleidigender Weise zur Tagesordnung übergehen, wenn er euch mahnt, euer Leben zu ändern?

Ich rannte damals in die Sakristei und rief Gott an: Warum tust du nichts? Warum greifst du nicht ein? Warum redest du nicht einmal drastischer mit ihnen, durch Schicksalsschläge vielleicht? Oder ist es dir egal, dass sie dich in die Ecke drängen? Macht es dir nichts aus, wenn sie sich überhaupt nicht um dich kümmern? Dann ist es dir wohl auch gleichgültig, ob ich mich für dich einsetze oder nicht? Du siehst doch, dass ich mich abmühe bis zu den letzten Kraftreserven. Aber es hat alles keinen Sinn. Ich hätte diese fünfzehn Jahre gar nicht hier zu sein brauchen. Es hat sich ja doch nichts geändert.

Ich machte einen Besuch bei meinem Bischof und klagte ihm alles. Er redete sehr freundlich mit mir. Das tat mir auch gut, aber ich bin sicher, er verstand mich nicht. Er sprach von Anfechtungen, die ein Diener Gottes durchstehen müsse, von der Treue als der höchsten Tugend eines Pfarrers. Aber er konnte nicht begreifen, dass ich ein Ergebnis meiner Bemühungen sehen wollte, nicht nur um meiner Selbstachtung willen, wie er mir unterstellte, sondern um meines Glaubens willen. Er konnte nicht begreifen, dass ich bereit war, mein Leben an Gott hinzugeben, nicht aber an ein Nichts, an eine solche Aufgabe, die keinen Erfolg zeigte, die für alle meine Mühen ein Fass ohne Boden war.

Man kann doch nicht auf einen so großen Teil seines Lebens zurückblicken und feststellen, dass alle Kraft, alle Liebe, aller Ernst völlig umsonst aufgebracht waren! Dass bei schläfriger Pflichterfüllung – oder gar keiner – absolut genau das gleiche herausgekommen wäre. Wenn man das feststellt, muss man doch zusam-

menbrechen, oder man ist ein Übermensch oder ein Glaubensheld.

Der Bischof bot mir an, mich an einen anderen Ort zu versetzen. Aber ich wusste: das wäre das Ende meines geistlichen Lebens. Ich hatte mich da hineingesteigert, dass diese Gemeinde eine Bewährungsprobe für meinen Glauben war, ja mehr noch, für Gott. Wenn er wirklich lebendig war, so wie ich früher geglaubt hatte, dann musste hier irgendetwas geschehen. Und darauf wollte ich warten. Ich wollte, wenn Gott eingriff, mit ihm triumphieren und mich freuen, aber wenn nichts geschah, auch nicht mehr an ihm festhalten. Jetzt aus meinem Dorf fortzugehen schien mir Feigheit, ja unehrliches Ausweichen vor der eigentlichen Frage zu sein: lebte Gott oder nicht? War er der, der für unser Leben eine praktische Bedeutung hat, der eingreifen kann, Gebet hören, durch sein Wort persönlich reden kann – oder war er eine blasse Idee, eine bloße Überlieferung aus längst vergangenen Zeiten, ein Produkt aus verstaubten Gelehrtenstuben. Am weiteren Schicksal meiner Gemeinde musste sich das für mich entscheiden.

Warum sollte ich nicht wie jener Gideon aus dem Alten Testament Gott auf die Probe stellen? Hieße es Gott versuchen, wenn ich mir eine Bestätigung erbat? Wäre es ein Frevel, Stützung für meinen wankenden Glauben zu erwarten?

Ich ging erneut an das Werk, das mir aufgetragen war. Ich predigte, sprach mit den Gemeindegliedern, versuchte Seelsorge zu üben. Aber das Echo blieb aus.

Ich nannte konkrete Sünde schonungslos mit Namen, aber nichts änderte sich. Ich sprach von Vertrauen, Liebe, Hoffnung, aber nichts davon wurde sichtbar. Ich bot Seelsorge an, aber niemand machte davon Gebrauch.

Nächtelang betete ich, es möchte wenigstens an einer Stelle sichtbar werden, dass Gottes Wort Kraft hat. Ich betete, dass endlich die ausdruckslosen Gesichter unter meiner Kanzel, die leeren Blicke bei Gesprächen voller Leben werden möchten, wenigstens einmal. Ich betete um ein kleines Zeichen, das wie ein einzelner Regentropfen nach langer Dürre der Hoffnung neuen Auftrieb geben könnte.

Nichts geschah.

Meine Hoffnung starb. Mein Glaube starb.

Ich hatte von Gott ein Zeichen erwartet. Aber er hatte nicht geantwortet. Er war eben nicht lebendig. Es gab ihn nicht.

Nicht zu einem bestimmten Zeitpunkt kam mir diese Erkenntnis, denn ich hatte Gott kein Ultimatum gestellt. Sie reifte heran. Oder soll ich sagen: sie faulte heran? Immer klarer wurde in mir die Sicht: Ich musste einem Phantom nachgejagt sein. Der Himmel war leer. Oder wenn er nicht leer war, dann war er wenigstens weit weg.

Ich sah auf einmal die Bauern meines Dorfes mit anderen Augen. Plötzlich standen sie mir nahe mit ihrer Erdverbundenheit. Sie taten recht daran, die Dinge des Himmels in die Kirche zu verbannen. Das tat nicht weh. Dann konnte man bleiben, wer man war. Ging es ihnen nicht gut, meinen Gemeindegliedern? Hatten sie nicht alles und waren zufrieden? Warum sollte ich sie ändern? Wegen eines himmlischen Auftrages, den ich mir wohl nur einbildete? Wegen eines Gottes, der nicht einmal selbst für seine Sache eintrat? Sollte ich ihnen ihre – zugegebenermaßen blasse – Zufriedenheit etwa nehmen und sie in die Unzufriedenheit hineinführen, die mich gequält hatte?

Ich hörte auf, sie mit dem zu belästigen, was ich vorher immer für so wichtig gehalten hatte. Statt dessen

redete ich mit ihnen nur noch über Wetter und Ernte, über Freuden und Sorgen des Alltags. Ich zechte kräftig mit ihnen und vermied es peinlich, von Sünde zu reden.

Und siehe da: Auf einmal wurden die Gesichter freundlich. Die Menschen redeten mit mir und luden mich ein. Einer sagte einmal gutmütig, ohne recht zu überlegen, was er da aussprach: Herr Pfarrer, Ihr seid so ganz anders geworden. Ja, mancher braucht halt seine Zeit, bis er vernünftig wird. So bleibt nur, so gefällt Ihr uns!

Wenn in mir noch ein Rest von Glaube gewesen war – ich weiß es nicht –, so wurde er jetzt vom Trotz überlagert: nun gut, Gott, du hast es ja nicht anders gewollt. Ich werde mir das Leben schon einzurichten wissen.

Ich wurde ein Mensch wie meine Gemeindeglieder auch. Nur dass ich nicht mit Ackern und Säen, Ernten und Melken meinen Lebensunterhalt verdiente, sondern mit Predigen, Taufen und Beerdigen. Ich tat in dieser Hinsicht gerade das, was unbedingt nötig war, um mir keinen Vorwurf meiner Kirchenleitung zuzuziehen.

Es war ein bequemes Leben.

Als ich mich zu langweilen begann, baute ich eine kleine Liebhaberei weiter aus, die ich schon vorher begonnen hatte: Ich züchtete Bienen. Stunden, ja ganze Nachmittage verbrachte ich zwischen meinen Stöcken. Ich kaufte mir neue Völker dazu und hatte bald Garten und Keller des Pfarrhauses in eine ansehnliche Imkerei verwandelt. Hier konnte ich alles vergessen, was mir Sorgen gemacht hatte. Die Beschäftigung mit den Tieren bereitete mir Spaß. Und vor allem: sie brachte mir zum ersten Mal in meinem Leben sichtbaren Erfolg.

In der Gemeindegemeinschaft änderte sich weiterhin nichts

und alle waren zufrieden. Aber in meiner Beschäftigung mit den Bienen gab es Fortschritte. Meine Zucht war bald weithin bekannt. Ich begann sogar einen schwunghaften Handel mit Honig. Schließlich fürchtete ich doch, dass die Sache ruchbar und ich von meiner Kirchenleitung gerügt wurde. Darum verkaufte ich den Honig nur noch selten, verschenkte ihn aber bei Kindtaufen und Hochzeiten. Das steigerte meine Beliebtheit im Dorf noch mehr, kurz: ich war zufrieden.

Die Jahre verfließen, das Leben im Dorf ging seinen gewohnten Gang.

Inzwischen heirateten schon die, die ich als Kinder getauft hatte. Andere, die ich getraut hatte, übernahmen den Hof ihrer Eltern. Männer, die ich noch in der Vollkraft ihres Lebens kennen gelernt hatte, starben an Altersschwäche. Kindern wurde eingeschärft, dass sie diese und jene Familie zu meiden hätten, weil das schon immer Feinde gewesen seien. Und alle wussten: der Pfarrer war ein Bestandteil des Lebens im Ort. Wenn man mal etwas hatte, konnte man ihn um Rat fragen. Nur wenn er gerade mit seinen Immen beschäftigt war, durfte er nicht gestört werden.

Einmal fragte der Bischof, ob er mich nicht versetzen solle. Fast dreißig Jahre seien doch eine lange Zeit für einen Pfarrer an einem Ort. Aber ich bat ihn inständig, mich dort zu belassen. Wie hätte ich denn all meine Bienen an eine neue Umgebung gewöhnen sollen? Und wer weiß, ob eine gründliche Beschäftigung mit ihnen in einer anderen Gemeinde möglich gewesen wäre. Natürlich nannte ich dem Bischof diese Gründe nicht. Aber er hatte auch so ein Einsehen und ließ mich in Ruhe.

Wenn ich jetzt sagen wollte, wie es kam, dass diese dörfliche Idylle schließlich doch langsam zerbröckelte – ich könnte es nicht.

Ich kann es mir nur so erklären, dass ein Rest von dem, was mich früher bewegt hatte, noch in mir war, wohl zugeschüttet, aber nicht ganz abgetötet.

In mancher Nacht, zuweilen auch bei der Vorbereitung einer Predigt, tauchten die quälenden Fragen wieder auf, die ich längst vergessen geglaubt hatte.

Fragen wie etwa diese: Ich bildete mir viel auf die Konsequenz ein, mit der ich dem einsatzreichen Leben abgeschworen und meine Privatinteressen gefördert hatte. Aber war das nicht immer noch inkonsequent? Denn ich verdiente ja meinen Lebensunterhalt mit der Verkündigung von etwas, was ich nicht wirklich glaubte. Ich schwankte hin und her zwischen Gottes Sache und meiner, zwischen Glaubenslügen und Lebenswirklichkeit. War es nicht redlicher und im Interesse meiner Selbstachtung nötig, nun auch ganz Schluss zu machen mit dem geistlichen Beruf?

Oder mich bewegte die Frage: War denn mein Leben jetzt mehr ausgefüllt als vorher? Sicher, ich war nicht mehr so verzweifelt im Kampf für eine aussichtslose Sache, aber konnte ich so ganz ohne Kampf ein erfülltes Leben führen? Machte ich mir nicht selbst etwas vor mit dieser Zufriedenheit? Ich hatte damals nach fünfzehn Jahren geklagt, dass mein Leben keine Frucht gebracht hatte. Aber stand ich denn nun nach dreißig Jahren besser da? Hatte ich jetzt etwas aufzuweisen, das die Frage von damals heute mit einem ja hätte beantworten können, ob nämlich irgendetwas in der Welt fehlte, wenn ich nicht da gewesen wäre? Ich hatte einige hundert Kinder getauft, Paare getraut und Verstorbene beerdigt. Aber das hätte auch ein anderer tun können. Eins war seit jenem Wandel hinzugekommen: Ich hatte eine große Zahl von Bienen gezüchtet. Doch das war ja nun eigentlich nicht etwas, das man als den Sinn des Lebens bezeichnen konnte.

Mehr und mehr bekam ich Abscheu vor diesem Doppelleben. Es führte dazu, dass ich zum Beispiel über Bibelstellen, die von der Nachfolge Jesu, von Heiligung und Gehorsam sprachen, einfach nicht mehr predigte. Ich hätte es nicht gekonnt, ohne mich selbst anzuklagen. Allmählich wurde die Auswahl der Stellen, zu denen ich noch etwas zu sagen musste, immer kleiner. Die Gemeindegemeinschaft wurde mir mehr und mehr zur Qual.

Ich konnte ja nicht etwas verlangen, was ich selbst nicht hielt. Um meiner selbst willen und auch um der Gemeinde willen war das unmöglich. Sie kannte mich ja. Sie wusste, wie ich dachte und lebte. Ihr konnte ich kein Theater vorspielen. Also blieb mir nichts anderes übrig, als alle Bibelworte, die ich früher in ihrer ganzen Aussage wiedergegeben hatte, abzumildern und umzudeuten. Glücklicherweise bot mir da die neuere theologische Literatur einige Handhaben, sodass ich dem Problem nicht so ganz hilflos ausgeliefert war, die Gottesworte auf einigermaßen einleuchtende Weise meiner Lebenswirklichkeit anzupassen. Auch konnte ich wegen meiner Bienen nicht allzu viel Zeit in die theologische Arbeit stecken.

Alle Hilfen aber vermochten nicht darüber hinwegzutäuschen, dass da eine Lücke klaffte zwischen den beiden Bereichen meines Lebens. Mich ekelte dieses gespaltene Dasein an. Ich wollte nicht mehr lügen oder mich um die Wahrheit herumdrücken müssen. Ich wollte eine ganze Persönlichkeit sein.

Immer deutlicher zeigten sich aus dem Nebel meiner Gedanken die Umrisse einer Entscheidung, die ich zu treffen hatte. Entweder musste ich zu einer Gewissheit des Glaubens zurückfinden und dann auch danach leben, oder ich musste dem allem ganz absagen. Der erste Weg schien mir verschlossen. Ich konnte den Glaubenseifer meiner jungen Jahre nicht mehr einfach



hervorholen. Zu dem zweiten aber hatte ich keinen Mut. Nicht nur, weil das für mich auch wirtschaftliche Folgen gehabt hätte, sondern hauptsächlich darum, weil ich nicht sicher war, ob Gott nicht doch lebte und ich in einen endlosen Abgrund stürzte, wenn ich die letzte Verbindung zu dem löste, was einmal Fundament meines Lebens gewesen war.

Jahrelang schob ich die Entscheidung vor mir her. Aber die Gedanken, die in mir wühlten, drängten auf eine Lösung. Ein auslösender Faktor musste in mein Leben treten, der die Dinge anstieß.

Dieser auslösende Faktor war schließlich eine Banalität. Eines Tages kam eine Abordnung aus der Gemeinde, um mit mir die Feierlichkeiten zu besprechen, die man im Dorf aus Anlass meines vierzigjährigen Dienstjubiläums zu halten gedachte. Das brachte das Fass zum Überlaufen. Nun sollten vierzig Jahre Leerlauf auch noch mit Girlanden und Festessen gefeiert werden! Nun sollte überall, auf Torten und auf Spruchbändern, die Zahl vierzig daran erinnern, dass ich mehr als ein halbes Menschenleben – wenn ich meine Kindheit außer Acht ließ, fast ein ganzes Menschenleben – damit zugebracht hatte, Bienen zu züchten und tauben Ohren zu predigen. Nichts hatten diese Jahre gebracht, gar nichts! Schlimmer noch: statt in meinen Gemeindegliedern den Glauben zu wecken, hatte ich auch noch meinen eigenen verloren.

Und das sollte nun noch jubelnd gefeiert werden, mit Bier von der Gemeinde und einem Segenswunsch vom Bischof?

Nein, niemals!

Der Entschluss war gefasst: Ich reichte meinen Abschied ein.

Es ging dann alles sehr schnell. Mahnreden und Lockungen der Kirchenleitung ließ ich über mich er-

gehen, ebenso das verständnislose Gerede im Dorf. Offenbar berührte es diese glaubenslosen Leute besonders peinlich, dass ein Pfarrer, den sie am liebsten glaubenslos hatten, nun auch die Konsequenzen zog.

Ich hätte gerne, bis ein Nachfolger das Pfarrhaus beanspruchte, bei meinen Bienen bleiben wollen. Aber das war unmöglich. Ich war plötzlich wie ein Aussätziger, ein Verräter, der sein heiliges Amt von sich warf, und das auch noch, wie man munkelte, weil er den ach allen so wertvollen Glauben verloren hatte. Ein Pfarrer! Welch eine Schande!

Ich konnte die Heuchelei nicht mehr ertragen, verkaufte meine Imkerei und allen persönlichen Besitz und versuchte, mich irgendwo anders anzusiedeln. Aber der Ruf, dass dies ein gescheiterter Pfarrer sei, eilte mir überall voraus oder erreichte mich spätestens einige Wochen nach meiner Ankunft.

Da kam fast zwangsläufig der Plan in mir auf, nach der neuen Welt auszuwandern. Ob ich in die neu gegründeten Vereinigten Staaten oder in die Kolonien Mittelamerikas wollte, fragten sie mich im Hafen. Das wusste ich nicht zu sagen, mir war es gleichgültig. Jemand schickte mich auf dieses Schiff, wohl weil da wegen der längeren Reise mehr zu verdienen war. So kam ich also hierher.

Ja und dann geschah, was ich nie erwartet hätte. Gott redete zu mir. Das Zeichen, das er mir damals vor fünfundzwanzig Jahren verweigert hatte, schickte er mir jetzt, als ich ganz am Ende war.

Es dauerte allerdings lange, bis ich begriff, was da geschah.

Er musste erst in großem Ernst mit mir reden, wie mit Jona, der auch vor Gott fliehen wollte. Auch er wollte sich mit einem Schiff davonstehlen, aber Gott holte ihn ein.

Ich muss noch von dem Tagebuch erzählen.

Ich brauchte den Beweis dafür, dass ich richtig gehandelt hatte. Vor mir selbst musste ich es belegen können, dass ich recht hatte.

Darum begann ich schon in den Tagen, als ich aus dem Amt schied, alles aufzuschreiben, was ich erlebte und was mich beschäftigte. Das ist auch der Grund, weshalb ich es jetzt so geordnet wiedergeben kann – ich habe es oft nachgelesen. Ich wollte Klarheit haben über mich. Ich wollte es in Zeiten der Unsicherheit nachlesen können, dass alle Erfahrungen im Grunde immer das Gleiche belegen: dass Frömmigkeit keine Hilfe zur Bewältigung des Lebens sein kann, weil sie nur anezogen ist und darum die eigene Entfaltung hemmt. Dass dagegen die anderen, die sich nicht um Gott kümmern, besser dran sind, weil sie sich nicht mit unnötigen Skrupeln plagen müssen.

So hatte ich mir das vorgestellt.

Aber der Beweis war doch ein wenig schwierig.

Da kam mir das enge Zusammenwohnen mit euch gelegen. Hier konnte ich sehen, wie in den leidvollen und gefahrvollen Situationen der am besten besteht, der am rücksichtslosesten vorgeht.

Dann aber trat der Herrnhuter auf und verdarb mir mein Lehrgebäude. Er lebte einen Glauben, der nicht anezogen, sondern erworben war. Das war nicht zu leugnen.

Mich ärgerte das, denn es machte mich unsicher. Nachdem ich mich jahrelang gequält hatte, war ich nun gerade dabei, endlich einigermaßen ruhig zu werden, meine Entscheidung gegen die biblische Lehre zu festigen – da stürzte mich dieser Mann in neue Zweifel. Ich wehrte mich dagegen. Ich wollte es nicht zur Kenntnis nehmen.

Das änderte aber nichts an der Tatsache, dass die-

ser Mann sich selbst nicht achtete und unter großem persönlichem Opfer, sogar gegen seine Angst, in eine fremde Welt hinauszog, um dort Gottes Bote zu sein. Das sprach meiner mühsam gewonnenen Sicht der Dinge Hohn.

Und dann kam das Zeichen, von dem ich sprach. Ich meine die Wandlung von Weißgerber. Hatte ich nicht von Gott erbeten, dass ich an einer Stelle erkennen möchte, dass sein Wort Kraft hat, da es Menschen ändern kann? Damals habe ich nichts davon erkennen können. Fünfundzwanzig Jahre hat mich Gott warten lassen. Und nun hat er es geschickt. Ganz anders allerdings, als ich es erwartet hatte. Nicht mein Bemühen war es, nicht meine Predigt oder meine Seelsorge, sondern die eines anderen, eines wirklichen Gottesknechtes.

Es hatte aber keine Bedeutung, durch wen es geschah. Nicht die Kraft meines Wortes sollte ja bewiesen werden, sondern die Wirkung von Gottes Wort.

Verstehst du, weshalb das nicht wahr sein durfte? Verstehst du, warum ich ihn gemahnt, gebeten, ihm schließlich gedroht habe, doch fortzugehen und diesem Mann nicht Liebe zu erweisen, der ihm gegenüber so böse war? Wenn Weißgerber so anders handelte, als jeder Mensch handeln würde, wenn er selbst anders geworden war, sodass er hier helfen konnte und wollte, dann war damit meine in Jahren schmerzhaft erkämpfte Haltung zerschlagen.

Die Szene, die du miterlebt hast, hat es mir bewiesen: sein Neuanfang ist durch und durch echt. Er ist ein anderer Mensch geworden. So sehr ich mich schuldig weiß und auch schon musste, als ich ihm den Säbel an den Hals setzte – es ist doch gut, dass ich es tat. Meine Drohung hat die Echtheit seines Glaubens ans Licht gebracht.

Das war das Zeichen Gottes für mich. Sein Wort hat sich als kraftvoll erwiesen.

Ich habe kapituliert.

Ich stehe jetzt vor Gott. Was soll ich ihm sagen? Kann ich ihm überhaupt etwas sagen? Soll ich um Vergebung bitten. Ich weiß nicht.

Ich weiß nichts, als dass ich Antwort geben muss, nachdem er zu mir geredet hat.«

Wir schauten schweigend auf das Meer hinaus.

Endlos lag es vor uns, in seiner Weite und Tiefe ein Bild für die unauslotbare Tiefe des menschlichen Lebens.

Die Wellen waren schwach. Jetzt setzte ein leichter Nieselregen ein.

Wir kümmerten uns nicht darum, dass unsere Haare nass wurden. Es war mir, als dürften wir um solch einer profanen Ursache willen nicht die Minuten der Besinnung stören, die uns geschenkt waren.

Mich hatte die Lebensgeschichte Veits mehr bewegt als die von Weißgerber, obwohl ich mich bisher mit geistlichen Dingen kaum beschäftigt hatte. Vielleicht sogar gerade deshalb. Weißgerbers Erlebnisse hatten mich gefesselt, aber sie lagen mir persönlich fern. Was dagegen Veit erzählt hatte, betraf in gewisser Weise jeden, auch mich. Nur wusste ich nicht recht, wie ich das Gehörte für mich einordnen sollte.

Endlich löste sich Veit aus dem Fenster und trat in die Kajüte zurück.

Ich tat es ihm gleich. Wir trockneten unsere Haare ab und setzten uns auf sein Lager.

Veit unterbrach die Stille: »Eins ist ganz sicher: Ich kann nicht hier bleiben. Ich werde auch die Kajüte verlassen. So kann ich mit Weißgerber und vielleicht auch mit Buchenau reden. Vor allem aber, weil ich – ja, weil

ich hier nicht mehr atmen kann. Diese Kajüte mit ihren Vorräten und ihrem Riegel vor der Tür ist für mich ein Symbol für gottlose Selbstsucht. Wenn ich mich davon lösen will, muss das auch ganz praktisch geschehen, sonst mache ich mich der gleichen Lauheit wie meine ehemaligen Gemeindeglieder schuldig.

Ich muss die Entscheidung treffen, die auch Weißgerber getroffen hat. Ich muss hier hinaus.«

»Am liebsten würde ich mitgehen«, erwiderte ich. »Ich fühle ähnlich wie du: mir wird es hier zu eng. Aber ich weiß nicht, ob die Pest nicht doch noch eine Gefahr ist. Offen gestanden: ich fürchte mich. Und außerdem kann ich Oertzen wohl nicht allein hier liegenlassen.«

»Wenn du dich entschließt, hinauszugehen, übernehme ich seine Pflege. Du kannst wählen.«

»Nein, nein!«, gab ich zur Antwort. »Ich habe nicht alles so ganz verstanden, was du mir erzählt hast, aber eins ist mir klar: Für dich ist es wichtiger, dass du zu den anderen kommst. Außerdem hasst Oertzen dich. Ich komme mit ihm sicher besser zurecht als du.«

Er nickte nur.

Nach einer Weile schlug er vor: »Du kannst ja nach ein paar Tagen auch herauskommen, wenn du willst. Dann ist ziemlich sicher, ob es noch einen neuen Fall von Pest gegeben hat. Und Oertzen kann sich dann selbst versorgen, wenn du ihm alles in die Nähe seiner Koje rückst. Bis dahin wirst du ihm noch etwas helfen und gelegentlich den Verband wechseln müssen.«

»Ja gut, ich überlege es mir. Du kannst ja ab und zu nach uns sehen, wenn wir hier allein sind. Ich muss gestehen, dass es mir unheimlich wird, auch wenn der Wüterich ans Bett gebunden ist.«

»Das will ich dir gern versprechen.«

Veit sprang herunter, packte einige seiner Sachen zusammen, ließ aber sein übriges Gepäck stehen und verabschiedete sich von mir mit einem festen Händedruck, als gelte es, sich für ein ganzes Leben zu trennen. Dann öffnete er die Tür und lief zur Kapitänskajüte hinüber, wo er Weißgerber vermutete.

Ich war allein mit dem Kranken.

Anfangs kam mir das nicht besonders unangenehm zum Bewusstsein, denn ich machte mir ein wenig zu schaffen und schaute auf das Meer hinaus. Allmählich aber wurde das Schweigen in unserer Kajüte immer drückender.

Oertzen schlief durch den Einfluss des Rums, allerdings unruhig. Immer wieder hörte ich ihn stöhnen.

Es war mir, als wenn all die Gedanken, die mich nach den vorangegangenen Ereignissen bewegten, geballt und drohend auf mich einstürzten. Ich war wohl gewillt, sie zu verarbeiten, aber nicht alle auf einmal. Ein Gespräch wäre gut dazu angetan gewesen, mich etwas abzulenken und erst allmählich an die Beschäftigung mit dem anderen heranzuführen. Aber ich war allein und konnte nicht ausweichen.

Ich versuchte, in Gedanken noch einmal den Gang der Ereignisse durchzugehen, die an Bord geschehen waren. Ich erinnerte mich, mit welchen Empfindungen ich Amsterdam verlassen hatte. Wie ein Ausbruch aus der behüteten Kindheit war mir der Beginn der Reise vorgekommen. Nun kam es mir vor, als hätte ich schon Jahre hinter mir. Ich hatte mich dem eigentlichen Leben stellen wollen. Aber es hatte mich mit solcher Härte überfallen, dass ich ihm kaum gewachsen war. Was ich erlebt und gehört hatte, hatte mich brutal in die grausame Wirklichkeit des Lebens hineingezwungen.

Aber noch andere Gedanken waren da am Anfang

gewesen: die Frage nach dem Sinn meines Lebens. Wer wollte ich sein und womit wollte ich meine Lebensjahre füllen? Die Antwort hatte ich noch nicht gefunden. Aber ich hatte eine Ahnung, in welcher Richtung ich suchen sollte. Jedenfalls war mir nach all dem Erlebten klar, dass weder Bequemlichkeit noch Abenteuerlust, weder Wohlstand noch Schlichtheit um ihrer selbst willen eine Basis bilden konnten. Das eigentliche Leben musste noch etwas anderes sein. Sicher musste man von der Wiege bis zum Totenbett in einer dieser Welten zu Hause sein. Man konnte auch unter Umständen von einer zur anderen überwechseln, aber damit lebte man noch nicht wirklich.

Ich war entschlossen, weder ein äußerlich armseliges Leben wie das von Weißgerber hinzunehmen, noch ein innerlich leeres wie das von Veit, der überzeugt war, Jahrzehnte für nichts gelebt zu haben. Ob ich aber die Lösung nachvollziehen konnte, die sie offensichtlich gefunden hatten?

Oertzen verlangte nach Wasser.

Ich reichte es ihm und versuchte, ein paar Worte mit ihm zu wechseln. Er reagierte aber kaum. So setzte ich mich an den Tisch und ging, um nicht zu tief in Grübelei zu verfallen, zum hundertsten Mal meine Frachtlisten durch, errechnete Preise und Gewinne.

Der Tag verging schleppend.

Offensichtlich machten wir auch wenig Fahrt, denn das Kielwasser war kaum bewegt. Es herrschte zwar keine Flaute, aber der Wind war nur schwach. Das war natürlich ärgerlich, denn nun lag mir wirklich sehr daran, bald an unser Ziel zu kommen.

Es war schon dämmerig geworden, als mich leise Rufe an die Tür lockten. Beide waren da, Veit und Weißgerber. Sie hatten sich, wie sie mir freudig erzählten, ausgesöhnt. Nun half Veit bei den verschiedenen



Aufgaben, die Weißgerber übernommen hatte, und fühlte sich dabei wohl.

Dann erzählten sie mir von den Sorgen, die der Kapitän hatte.

»Er fürchtet«, so berichtete Weißgerber, »dass die vierzehn Meuterer sich des ganzen Schiffes bemächtigen könnten. Die Macht dazu hätten sie mit den Musketen, auch wenn wir anderen in der Überzahl sind.«

»Warum sollten sie das tun?«

»Um dem Strick zu entgehen. Sie sind schließlich Meuterer und wissen, dass sie im nächsten Hafen festgenommen würden. Es ist darum wahrscheinlich, dass sie uns zwingen wollen, an irgendeiner unbewohnten Küste vor Anker zu gehen. Dort könnten sie dann mit dem Boot an Land gehen.

»Das würde unsere Reise abermals verzögern!«

»Und es könnte gefährlich sein. Aber es wäre noch nicht das Schlimmste, was uns passieren könnte.«

»Warum? Welche Gefahr seht ihr sonst noch?«

»Es kann sein, dass sie keine Lust verspüren, sich an irgendeiner Küste durch den Urwald zu kämpfen und dann noch Gefahr zu laufen, irgendwann erwischt zu werden. So könnten sie den Plan aushecken, uns alle umzubringen und über Bord zu werfen und dann mit vierzehn Mann den nächsten Hafen anzulaufen und zu behaupten, uns alle hätte die Pest dahingerafft.«

Ich erschrak. Tatsächlich, die Möglichkeit mussten wir ins Auge fassen. Der Plan musste eigentlich den Meuterern von ihrem Standpunkt aus sehr naheliegend erscheinen.

Sollten wir all die Gefahren bisher überstanden haben, um am Ende doch noch umzukommen?

Veit sagte: »Der Kapitän hält es aber nicht für wahrscheinlich, dass sie das tun. Baarns, der Anführer, sei

ein wüster Gesell, dem würde er es zutrauen. Aber in der Gruppe seien Matrosen, die sich dafür nie hergeben würden.«

»Vielleicht zwingt er sie. Oder er bringt sie auch um.«

Weißgerber mischte sich wieder ins Gespräch: »Wir sollten nicht allzu furchtbare Schreckensbilder malen. Aber wir sollten für den Notfall gerüstet sein.«

»Wie wollt ihr euch denn dafür rüsten? Gegen die sechs Musketen seid ihr mit Knüppeln und Messern machtlos.«

Weißgerber sprach leiser: »Kannst du uns nicht Oertzens Pistolen besorgen?«

Ich überlegte. »Ich glaube kaum, dass ich sie ihm einfach wegnehmen kann«, flüsterte ich. »Sie liegen wieder unter seinem Kissen. Er hat sie stets griffbereit. Er hat sie vorhin auch wieder geladen, sodass ich sie ihm nicht mit Gewalt abnehmen kann. Aber vielleicht kann ich ihn überreden, sie freiwillig herzugeben. Es geht schließlich darum, auch sein Leben zu schützen.«

»Wenn du dir davon etwas versprichst, dann versuche es.«

Wir verabredeten, dass einer von den beiden morgen Vormittag wieder an die Tür kommen sollte, und wünschten uns eine gute Nacht.

Obwohl es inzwischen dunkel geworden war, zündete ich die Lampe nicht an, da ich sowieso nichts zu tun hatte. Ich legte mich auf mein Bett und versuchte zu schlafen. Lange Zeit hinderten mich daran meine aufgewühlten Gedanken und das Stöhnen des Mannes unter mir. Endlich aber fiel ich doch in einen unruhigen Schlaf bis in die Morgendämmerung.

Oertzen weckte mich, weil er allerhand Wünsche hatte. Als ich nicht schnell genug herunter kam, versuchte er sogar, selbst aufzustehen. Ich brauchte viel

Überredungskunst, um ihn im Bett zu halten. Schließlich lag mir daran, dass er nicht durch unnötige Anstrengungen den Heilungsprozess verzögerte. Ich war froh für jeden Tag, den ich die Pflege eher einstellen konnte.

Als Oertzen mit allem versorgt war und ich widerwillig mein »Frühstück« zu mir genommen hatte, wagte ich den Versuch, ihm die Waffen abzuschwätzen. Ich schilderte ihm die Gefahr für uns alle und damit auch für ihn. Ich erklärte ihm, dass wir mit den zwei Pistolen eher eine Chance hätten, uns zur Wehr zu setzen.

Während ich redete, sah er mich unverwandt an, ohne ein Wort zu sagen. Das machte mich unsicher. Ich sprach weiter, wartete auf Antwort, bat ihn, wartete auf Antwort. Er sah mich nur an und sagte nichts.

Dann endlich, als ich es aufgegeben hatte, sagte er scharf: »Nein!«

»Aber Oertzen, überleg doch mal –«

»Nein!« unterbrach er mich. »Ich habe überlegt. Ich brauche die Waffen zu meiner eigenen Verteidigung. Wer weiß, was ihr mit mir macht, wenn ich euch freie Hand lasse. Wenn es aber so kommt, wie ihr für möglich haltet, dann kann das für mich nur recht sein. Ihr würdet mich ja wahrscheinlich auch den Behörden übergeben, weil ich auf Buchenau geschossen habe. Wenn aber die Meuterer das Schiff besetzen, werde ich diese Kajüte verteidigen und mit ihnen aushandeln, dass ich sie nicht verrate, wenn sie mich mit an Land nehmen.«

Mir schoss vor Zorn das Blut in den Kopf. »Das willst du tun? Du willst es für dich ausnutzen, wenn sie alle Mann umbringen? Mit solchen Mitteln willst du dich selbst in Sicherheit bringen? Du bist ein gemeiner Kerl, wie ich ihn mir übler gar nicht vorstellen kann!«

»Warum regst du dich so auf? Das ist doch nur zu

deinem Vorteil! Ich schütze dich mit! Du bleibst bei mir. Wir beide kommen mit dem Leben davon. Du musst nur ebenso den Meuterern versprechen, dass du sie nicht verrätst.«

»Niemals werde ich das tun! Niemals! Ich werde nicht die ganze Besatzung in den Tod rennen lassen, um mein Leben zu retten.«

»Es wird dir nichts anderes übrigbleiben, mein Lieber!«

»Warum nicht? Ich gehe! Ich verlasse dich! Du hast es dir selbst zuzuschreiben, wenn du mit deiner Verwundung nicht allein zurechtkommst. Aber niemand kann von mir verlangen, dass ich aus Mitleid ein Mörderkomplize werde!«

Oertzen hielt die Pistole auf mich gerichtet. »Du bleibst hier!«, befahl er.

Entsetzt blieb ich stehen.

Mit Waffengewalt wollte er mich zwingen, bei ihm zu bleiben! Und dass er das ernst meinte, hatte er ja bewiesen.

Ich versuchte, auf ihn einzureden: »Steck das Ding weg, Oertzen! Du wirst doch nicht auf mich schießen wollen! Wenn du willst, dass ich hier bleibe, ist solch eine Drohung nun wirklich das am wenigsten geeignete Mittel!«

»Das wird sich zeigen!«, stieß er mit hämischem Lachen hervor.

Mich schauderte.

»Oertzen, wie willst du mich denn die ganze Zeit bewachen? Das ist doch unmöglich! Jetzt sei vernünftig und ich verspreche dir, dass ich hier bleibe und dich weiter versorge, bis du gesund bist.«

»Auf Versprechungen gebe ich nicht viel. Ich will dich außerdem nicht nur hier behalten, damit du mich versorgst. Ich komme notfalls auch allein zurecht.«

»Warum denn dann?«

Er machte eine ärgerliche Bewegung mit der Hand, in der er die Waffe hielt, als wollte er die Frage fortwischen.

Ich glaubte, hier eine Kerbe zu erkennen, in die ich weiter schlagen konnte. »Wenn ich hier bleiben soll, geht das nur auf der Basis des Vertrauens.«

Aber er ließ nicht mit sich reden, das merkte ich schon am Ausdruck seiner Augen.

»Mach die Taue um das Gepäck los!«, befahl er.

»Warum denn das?«

»Tu, was ich dir sage!«

Ich löste die Taue.

»Jetzt heb' die obere Kiste herunter!«

Ich tat auch das.

»Schieb die große vor die Tür!«

Jetzt erst erkannte ich, was er vorhatte. Er wollte die Tür verbarrikadieren, um es mir unmöglich zu machen, mich nachts heimlich davonzustehlen. Vielleicht auch, um ein Eindringen von außen zu erschweren.

»Aber Oertzen –«, begann ich.

»Still!« herrschte er mich an. »Jetzt die von Weißgerber davor!«

Ich arbeitete nach seinen Anweisungen über eine halbe Stunde. Unter Aufbietung aller meiner Kräfte gelang es schließlich, zwei Kisten übereinander zu stellen. Einen Seesack von Weißgerber musste ich noch oben darauf schichten. Dann hatte ich alles sicher zu vertäuen.

Die Tür war fast bis zu ihrer ganzen Höhe zugestellt. Um den Durchgang wieder benutzen zu können, wäre erst viel Mühe notwendig gewesen, die zwangsläufig mit einigem Lärm verbunden sein musste. Es würde mir also wohl unmöglich sein, mich heimlich hinaus zu schleichen, wenn er schläft.

Oertzen sah mich hämisch triumphierend an, als das Werk vollendet war.

»Linz!«, rief da jemand von außen. Es war Veit, der sich verabredungsgemäß nach mir erkundigen wollte.

»Weg von der Tür!«, brüllte Oertzen, noch ehe ich etwas sagen konnte. »Ich bin froh, dass ich dich los bin. Was willst du jetzt noch hier? Kümmert euch um eure eigenen Angelegenheiten! Linz bleibt hier, dafür Sorge ich. Der ist jetzt nur noch für mich da.«

Ich erklärte Veit die Lage.

Er merkte offenbar, ohne dass ich davon sprach, dass im Moment auch keine Aussicht bestand, die Pistolen zu bekommen.

»Wir müssen unbedingt wegen der vierzehn Leute im Vorschiff etwas unternehmen«, sagte er. »Unser Wasser geht zur Neige. Es konnte durch das aufgefangene Regenwasser etwas gestreckt werden. Aber weit reicht der Vorrat nicht mehr.«

»Von uns bekommt ihr nichts!«, rief Oertzen.

Veit gab zur Antwort: »Das wenige, was ihr jetzt noch habt, würde der Mannschaft bestenfalls für einen halben Tag reichen. Daran haben wir kein Interesse.«

Wir unterhielten uns noch eine Weile. Veit erzählte mir, dass der Kapitän gerade eben zum ersten Mal wieder an Deck gewesen sei, natürlich getragen, um mit dem Sextanten unsere Position zu bestimmen. Es hatte sich gezeigt, dass der Maat das Schiff gut geführt hatte. Wenn der Wind etwas stärker wurde, was zu hoffen und wohl auch zu erwarten war, konnten wir in wenigen Tagen unser Ziel erreichen.

Dann ging Veit wieder.

Glücklicherweise ließ Oertzen mich in Ruhe. Ich brauchte mich nicht mit ihm zu beschäftigen, sondern konnte zur Luke hinaussehen.

Den Grund für sein längeres Schweigen erfuhr ich bald: er hatte nachgedacht. Plötzlich begann er nämlich aktiv zu werden.

Er kramte aus seiner Kiste, die nicht vor der Tür, sondern neben ihm stand, eine Schnur heraus. Ich musste deren eines Ende an dem Seesack anknöten. Das andere Ende wurde über einen Steg an der Koje geführt. Dann schlug er mehrere Nägel – ich wunderte mich, was er alles auf seiner Reise mitführte – neben sich in die Wand. Daran befestigte er eine seiner Pistolen so, dass deren Lauf auf die Tür gerichtet war. Die Schnur führte er um den Bettpfosten herum und hielt ihr Ende probeweise an den Abzug der Waffe.

»Das soll wohl eine Selbstschussanlage werden?«, fragte ich skeptisch.

»Du brauchst dich darüber nicht lustig zu machen. Ich bin noch nicht fertig.«

Er holte einen kupferbeschlagenen Holzkasten aus seiner Kiste, der ziemlich schwer sein musste. Ihn befestigte er an dem freien Ende der Schnur, sodass er frei in der Luft hing, nur durch das Gewicht des Seesackes gehalten. Dann knotete er an der Schnur ein anderes Stück fest, führte es durch ein Loch im Schnitzwerk des Bettpfostens zum Abzug der Pistole und befestigte es daran.

Ich musste zugeben, die Konstruktion war einfach, aber sinnreich. Wenn der Seesack bewegt würde, musste sich auch die Schnur bewegen und die Waffe ging los. Sollte ich aber versuchen, während er schlief, die Schnur zu lösen oder durchzuschneiden, dann musste das Gewicht des Kastens den Schuss auslösen.

Oertzen spannte die Waffe.

Dann sah er mich triumphierend an. »So, nun wirst du es wohl nicht wagen, mich zu verlassen!«

Mir graute, nicht vor dieser Schussvorrichtung, son-

dern vor diesem Mann. Was musste wohl in einem Menschen vorgehen, der sich seine »Freunde« mit Waffengewalt sicherte? Gewalt und Drohung schienen für ihn überhaupt die einzigen Mittel zu sein, das zu erreichen, was er erreichen wollte.

Ich sagte nichts, wandte mich nur ab und hing meinen Gedanken nach.

Es mochten etwa zehn oder fünfzehn Minuten vergangen sein, als ein Schuss krachte.

Ich fuhr erschreckt zusammen.

Durch eine Bewegung des Schiffes musste wohl der Kasten zu Schaukeln begonnen und den Schuss ausgelöst haben.

»Lach nicht!«, brüllte Oertzen.

Dabei war ich weit davon entfernt, zu lachen. Sich lächerlich zu machen, war wohl für Oertzen das Schlimmste, was ihm passieren konnte.

»Ich lache überhaupt nicht«, knurrte ich mit toderner Miene und untersuchte, wo die Kugel eingeschlagen war. Sie hätte durchaus einen ungünstig Stehenden töten können.

»Aber es hat funktioniert!«, sagte Oertzen bissig. »Ich muss das hier noch etwas verbessern. Außerdem werde ich die Waffe erst spannen, wenn ich mich heute Abend zum Schlafen anschicke«.

Er grübelte, bastelte und versuchte mit der ungeladenen Pistole, bis er glaubte, alles zur Zufriedenheit hergerichtet zu haben. Das dauerte lange, aber er hatte ja sonst nichts zu tun und es schien ihm diabolischen Spaß zu machen.

Endlich lud er die Waffe wieder, was an der Wand recht schwierig war, spannte sie aber noch nicht.

Die andere Pistole hielt er in der Hand, immer bereit, sie auf mich anzulegen, wenn ich mich ihm unangefordert nähern sollte.



Veit rief durch die Tür: »Was ist los, Linz? Ich habe einen Schuss gehört!«

»Es ist alles in Ordnung, Veit!«, beruhigte ich ihn. »Es war ein kleines Missgeschick. Niemand ist zu Schaden gekommen.«

Er ging wieder, Oertzen drehte sich zur Wand, also konnte – oder soll ich sagen: musste – ich mich wieder mit meinen eigenen Gedanken beschäftigen.

Der Tag verfloss mühsam und schleppend. Es geschah nichts, was mir hätte Abwechslung bringen können.

Der Wind wurde nicht stärker, sodass unsere Fahrt gering war. Immerhin kamen wir überhaupt vorwärts – sehr beruhigend nach der langen Flaute.

Gegen Abend erreichte meine Langeweile ihren Höhepunkt. Stundenlang hatte keiner von uns beiden ein Wort gesprochen. Ich hatte es auch satt, zu sitzen und zu grübeln, weil meine Gedanken nur verwirrt wurden, je mehr ich sie zu ordnen suchte. So war ich ganz zufrieden, als Oertzen mich aufforderte, mit ihm Schach zu spielen.

Schweigend setzten wir unsere Figuren. Er hatte das Spiel erst zu Beginn der Reise von Weißgerber gelernt und machte viele Fehler. Ich war zwar bei weitem kein Meister, war ihm jedoch deutlich überlegen. Um ihm aber nicht die Lust zu nehmen und am Ende wieder seinen Zorn heraufzubeschwören, spielte ich nicht alle Trümpfe aus, sondern sorgte dafür, dass das Spiel einigermaßen ausgeglichen verlief. Mir lag nicht am Sieg, sondern einzig daran, eine Beschäftigung zu haben, die die Zeit schneller vergehen ließ.

Als es dunkel wurde, brachen wir ab. Es war nicht mehr viel Öl in unserer Lampe, sodass wir auch damit haushalten mussten wie mit Proviant und Wasser. Ich räumte das Spiel fort, brachte Oertzen etwas zu

Essen und aß selbst ein wenig. Dann legte ich mich auf meine Koje.

Damit, so dachte ich, war dieser Tag hinter uns gebracht. Nun konnte ich nur noch auf etwas Schlaf hoffen.

Oertzen unterbrach die Stille so unverhofft, dass ich leicht erschrak, als seine laute Stimme an mein Ohr drang. »Was hast du vor, wenn du drüben angekommen bist?«

Ich wunderte mich über die Frage, meinte ich doch, er müsste längst wissen, dass ich als Kaufmann unterwegs war.

»Ich werde die Fracht verkaufen. Das wird wohl einige Zeit erfordern. Dann werde ich für das Geld Kakao oder Zucker oder andere Dinge, die es in Europa nicht gibt, einkaufen.«

»Und damit fährst du dann wieder zurück?«

»Natürlich! Was soll die Frage?«

Er fragte unbeirrt weiter: »Bleibst du bei deinem Vater?«

»Das weiß ich noch nicht«, gab ich zögernd zur Antwort. »Du möchtest wohl gern selbständig sein?«

»Ich weiß noch nicht, was ich tun werde«, erwiderte ich etwas ungehalten. »Warum fragst du?«

»Vielleicht könnte ich dir helfen.«

»Helfen? Du?«

»Ja, helfen, eine große Summe Geld zu verdienen.«

»Ich habe Geld genug von meinem Vater.«

»Ich weiß. Aber vielleicht willst du etwas unternehmen, ohne immer unter seinen Fittichen zu sein. Dafür wäre doch eine größere Summe ganz nützlich, nicht wahr?«

»Das musst du mir näher erklären.«

»Ja«, brummte er vor sich hin, »später einmal.« Dann

schwieg er. Ich hatte auch keine Veranlassung, weiter in ihn zu dringen und versuchte zu schlafen, was aber nicht so recht gelang.

Es mochte eine Viertelstunde vergangen sein, als er das Gespräch wieder aufnahm.

»Veit hat dir wohl seine Lebensgeschichte erzählt?«

»Ja.«

»Hm. Ich habe das nur so halb mitbekommen.«

Nach einer Weile: »Soll ich dir meine auch erzählen?«

Ich wunderte mich über den leutseligen Ton, mit dem er sprach, und nun erst recht über diese Vertraulichkeit.

»Ich bin nicht neugierig«, gab ich zur Antwort, »aber wenn du willst ...«

Ich dachte, er würde nun beginnen, aber offenbar musste er sich noch lange besinnen. Darum sagte ich schließlich: »Du darfst nur nicht erwarten, dass ich dann auch von mir erzähle. Da ist nämlich überhaupt nichts Dramatisches zu berichten. Es wäre nur eine langweilige Aufzählung von Daten.«

»Du verstehst mich falsch, wenn du meinst, ich wollte um einer angeregten Unterhaltung willen davon sprechen. Ich will aus deiner Kindheit auch gar nichts wissen.«

»Weshalb liegt dir dann daran? Du bist ja bisher nicht gerade mit deiner Vergangenheit hausieren gegangen, um es zurückhaltend auszudrücken.«

»Ich möchte ... ich möchte dich in meine Geschichte mit hineinnehmen. Du sollst daran Anteil haben. Du sollst ein Teil von meiner Geschichte werden.«

»Das verstehe ich nicht.«

Er gab keine Antwort. Da es nun nicht an mir war, das Gespräch fortzusetzen, schwieg auch ich. Zudem lag mir gar nichts daran, »ein Teil seiner Geschichte zu werden«, was immer das bedeuten mochte.

Lange Zeit wurde nicht gesprochen. Oertzen bewegte sich manchmal stöhnend in seiner Koje, sodass ich den Eindruck hatte, er habe das Thema beiseite geschoben. Schließlich, als er für längere Zeit ruhig lag und gleichmäßig atmete, war ich überzeugt, dass er eingeschlafen war.

Da begann er ganz unverhofft zu erzählen.

»Mein Vater hatte mit viel Fleiß das Gut weiter vergrößert, das er von seinem Vater geerbt hatte. Es umfasste eine ansehnliche Ackerfläche und sehr große Weiden. Ein kleines Gestüt gehörte dazu.«

Ich konnte es nicht verkneifen, zu fragen: »Kommt nun deine Geschichte?«

»Unterbrich mich nicht!«, entfuhr es ihm barsch.

Dann fuhr er im sanfteren Erzählton fort: »Als ich das Gut übernahm, war es das zweitgrößte in der weiteren Umgebung. Unser Reichtum wurde nur noch von dem eines jungen Barons überboten, der unser Nachbar war und mit dessen Vater und Großvater schon meine Vorfahren in ewiger Fehde gelegen hatten.

Jener Baron strebte nach größerem Reichtum. Dazu war ihm jedes Mittel recht. Während ich als junger Student auf der Militärakademie war, entbrannte ein heftiger Streit zwischen ihm und meinem Vater um ein großes Stück Weideland, durch das ein Bach floss. Beides wollte er haben. Irgendein Rechtsverdreher wollte in seinem Auftrag herausgefunden haben, das er darauf ein Anrecht hätte. Natürlich verweigerte ihm das mein Vater, denn die Forderungen des Barons waren einfach aus der Luft gegriffen. Der Rechtsstreit zog sich zwei Jahre lang hin und verbrauchte unser ganzes Barvermögen.

Schließlich wusste sich mein Vater nicht mehr zu helfen. In seiner Verzweiflung beschimpfte und ver-

fluchte er den Baron vor aller Augen und Ohren im Gerichtssaal. Der forderte ihn zum Duell.

Beide waren preußische Offiziere gewesen und fürchteten sich nicht vor einem Waffengang. So sagte mein Vater zu, als der Baron ihm durch seinen Sekundanten anbieten ließ, den Ausgang des Duells mit dem Ausgang des Rechtsstreites zu koppeln. Es sollte von jedem eine Verzichtsurkunde angefertigt und notariell beglaubigt, aber noch nicht ausgehändigt werden. Wer dann aus dem Duell als Sieger hervorging, sollte von dem anderen die Urkunde erhalten.

Was blieb meinem Vater anderes übrig, als dem zuzustimmen. Er hatte kein Geld mehr, um den Rechtsstreit mit dem nötigen Nachdruck fortsetzen zu können. Und da er sowieso gewiss war, zu siegen, bot sich hier die einmalige Chance, den Geld und Kräfte raubenden Streit ein für alle mal loszuwerden und zugleich noch dem Gegner einen Denkkzettel zu verpassen.

Aber es kam ganz anders. Da ich selbst nicht dabei war, kann ich den Gang der Ereignisse nur nach der Schilderung wiedergeben, die ich später gehört habe.

Sie fochten mit Säbeln.

Mein Vater war der bessere Techniker, der andere war aber kraftvoller.

Einige Male gelang meinem Vater ein guter Hieb, sodass der junge Gegner einmal fast seine Waffe verlor. Ein anderes Mal quoll aus seinem zerfetzten Ärmel Blut hervor.

Die Sekundanten wollten daraufhin den Kampf abbrechen und meinen Vater zum Sieger erklären.

Das aber ließ der andere nicht zu. Später wussten alle Beteiligten, warum: Er hatte mit scharfem Blick erkannt, dass sich das Blatt zu seinen Gunsten wendete, weil meinen Vater allmählich die Kräfte verlie-

ßen. Er war ja wesentlich älter. Der Jüngere blieb trotz seiner leichten Verwundung beweglicher und schnell in seinen Reaktionen, während bei meinem Vater die Konzentration nachließ.

Dann kam alles ganz schnell. In einer blitzartigen Attacke stürmte der Jüngere auf den Älteren ein und versetzte ihm einen Stich. Die Waffe drang tief in die Lunge ein. Mein Vater stürzte zusammen.

Kaltblütig riss der Baron die Dokumente aus der Hand des verduztten Unparteiischen und ritt davon.

Als ich, von meiner Mutter alarmiert, zu Hause eintraf, waren zwei Tage vergangen, obwohl ich wie der Teufel geritten war. Mein Vater lag im Sterben.

Er hatte kaum noch die Kraft, mich in alle Geschäftsvorgänge einzuweisen, da ich nun als einziger Sohn selbstverständlich das Gut übernehmen und deshalb meine militärische Laufbahn abbrechen musste.

Vor allem aber nützte mein Vater seine letzten Kräfte, um den Hass, der in mir war, noch zu verstärken. Er nahm mir das Versprechen ab, ihn zu rächen, was ich sowieso vorhatte.

Mir war klar, dass der Baron den ganzen juristischen Streit, das Duell und schließlich die daran gebundene Vereinbarung planvoll inszeniert hatte, einzig mit dem Ziel, sich in den Besitz unseres Landes zu bringen. Das konnte ich, wenn nur ein Funken Ehre in mir war, nicht einfach hinnehmen.

Drei Tage später starb mein Vater.

Kaum waren die Beisetzungsfeiern beendet, forderte ich meinerseits den Baron zum Zweikampf heraus. Der Feigling aber lehnte das ab. Er schlug sich nicht mit jedem, ließ er ausrichten, sondern nur mit Offizieren. Er fühle sich durch mich nicht beleidigt und mithin nicht genötigt, seine Ehre zu verteidigen. Im Gegenteil: wenn er sich mit jemandem schlagen woll-

te, der ihm nicht wenigstens einigermaßen ebenbürtig sei, so sei das unter seiner Würde und seiner Ehre mehr abträglich, als mein unwürdiges Gekläff großmütig zu überhören. Kein Wort davon, dass ich besser focht als er, kein Wort davon, dass er mich ja erst zur Aufgabe meiner Offizierslaufbahn gezwungen hatte.

Ich kochte vor Wut. Und ich schwur, nie aufzugeben, bis ich mich an diesem überheblichen, raffigierigen Mörder gerächt hatte.

Den Kampf mit juristischen Mitteln fortzusetzen, blieb mir wegen Geldmangel verwehrt. So konnte ich nur meinen Hass in mir verschließen und auf eine günstigere Gelegenheit zur Vergeltung warten.

In den folgenden Jahren arbeitete ich sehr hart, oft bis an den Rand der totalen Erschöpfung, um das Gut halten zu können. Wenn wir bis zur Dunkelheit auf dem Acker gewesen waren und meine Knechte müde ins Bett sanken, setzte ich mich an den Schreibtisch und führte bis in die späten Nachtstunden meine Bücher.

Bald musste ich entdecken, dass der Baron mir auch beim Absatz meiner Ware Steine in den Weg legte. Er war erfahrener als ich, hatte bessere Beziehungen und mehr Geld. Wollte ich ein Fohlen verkaufen, waren alle schon durch ihn versorgt. Wollte ich mein Getreide absetzen, drückte er den Preis so weit herunter, dass ich keinen Gewinn mehr machen konnte. Er wollte mich ganz offensichtlich systematisch zugrunde richten.

Aber ich setzte mich durch. Einen großen Teil meiner Lebenskraft haben mir diese Jahre voller Sorge und Fleiß geraubt, aber langsam lernte ich seine Methoden zu durchschauen und Gegenmaßnahmen zu entwickeln. Es ging aufwärts, wenn auch unter unsäglichen Mühen und mit vielen Rückschlägen.

Noch ein Opfer forderten diese Jahre: Meine Mutter starb. Sie war dem seelischen Druck nicht gewachsen. Das Leid über den Tod meines Vaters, die ständige Angst vor der völligen Vernichtung und die Überanstrengung bei unserem jahrelangen Kampf um den Fortbestand unseres Gutes raubten ihre Kräfte und rafften sie schließlich dahin.

Ich hatte geheiratet und im Laufe der Jahre wurden drei Söhne geboren. Während ich sie heranwachsen sah – wohlgestaltete, kräftige Jungen – reifte in mir ein Plan. Ich wollte meine Rache aufsparen, bis sie erwachsen waren. Sie sollten Offiziere werden und später einmal den Baron zum Duell herausfordern. Was musste das für eine Genugtuung sein, wenn einer der jungen Männer dem dann gealterten Feind das Schicksal bereiten konnte, das dieser meinem Vater bereitet hatte. Vielleicht war es auch möglich, ihn dadurch zu strafen, dass sein Sohn getötet wurde. Der Baron hatte etwa in den Jahren, in denen meine Kinder geboren wurden, einen Sohn und eine Tochter bekommen.

Diese Idee setzte sich in mir fest und ließ mich nicht mehr los. Ich begann, nur noch auf diesen Tag der Abrechnung hin zu leben. Mein ganzes Denken und Verhalten stellte sich darauf ein.

Damit meine Söhne in einem späteren Kampf auf jeden Fall Sieger blieben, musste ich sie schon von Kindheit an mit den Waffen vertraut machen. Sie sollten so sicher damit umgehen können, dass sie jedem Feind überlegen waren.

Ich schränkte mich noch mehr ein, um von dem ersparten Geld eine Art Hauslehrer im Waffengebrauch anstellen zu können, einen ausgedienten Offizier, der von seinem Handwerk begeistert war und auch einige pädagogische Fähigkeiten besaß. Er ahnte wohl den



Sinn dieser Schulung, schob aber einige Bedenken, die er manchmal andeutete, beiseite, wenn ich ihm vor Augen malte, welchen Dienst er dem Vaterland erwies, indem er drei zukünftige Offiziere auf ihre Aufgabe vorbereitete.

Es wurde zunächst das Fechten mit Stöcken geübt, später mit stumpf gemachten Säbeln. Mit acht Jahren feuerten meine Buben den ersten Musketenschuss ab, mit Wachs in den Ohren. Das alles machte ihnen viel Spaß, wie man sich denken kann. Den Ernst der Sache vermochten sie verständlicherweise noch nicht zu übersehen.

Die Fortschritte, die sie machten, erfüllten mich mit Stolz und Befriedigung. Sie selbst übrigens auch und es geschah nicht selten, dass sie triumphierend von einer Prügelei unter Gleichaltrigen berichteten, aus der sie als Sieger hervorgegangen waren.

Parallel mit dieser frühen und intensiven Einübung in das Waffenhandwerk versuchte ich, den Hass gegen unseren Feind in ihre Herzen unauslöschlich einzudrücken. Ihre Wangen glühten und ihre Augen funkelten, wenn ich von der Pflicht zur Rache sprach, wenn ich von all den Niederträchtigkeiten erzählte, die uns angetan worden waren.

Meine Frau hatte zwar für meine Gefühle Verständnis, war aber entschieden dagegen, die Kinder in dieser Weise mit hineinzuziehen. Das brachte manchen ernststen Ehezwist, aber ich konnte nicht nachgeben. Hier stand Höheres auf dem Spiel, als sie zu verstehen vermochte. Außerdem mussten ja die Kinder nicht erst hineingezogen werden, sie standen als unsere Nachkommen und Erben im Grunde mitten drin.

Zu meinem Leidwesen bemerkte ich, dass mein ältester Sohn, als er vierzehn oder fünfzehn Jahre alt war, bei den Waffenübungen nicht mehr recht mitma-

chen wollte. Es wäre ihm langweilig, immer zu fechten und zu schießen, zu reiten und zu laufen. Er war in seiner Art sanfter als seine Brüder. Als er eines Tages damit herausrückte, dass er kein Soldat werden wolle, war ich natürlich enttäuscht. Aber da ich des weiteren Weges der beiden anderen sicher war, drängte ich ihn nicht in diese Laufbahn, zumal einer der Söhne ja sowieso später das Gut übernehmen musste. Ich versuchte also in der folgenden Zeit, ihm die landwirtschaftlichen Kenntnisse beizubringen, die er in seiner früheren Kindheit wegen der Waffenübung versäumt hatte. Seine Interessen und Fähigkeiten schienen allerdings auch nicht auf diesem Gebiet zu liegen. Er wollte sich mit Wissenschaften und Forschung befassen. Ein Bekannter in Berlin nahm ihn schließlich in seiner Manufaktur auf.

Große Freude bereiteten mir die beiden jüngeren Söhne, die nicht nur immer mehr Geschick in den verschiedenen soldatischen Fähigkeiten zeigten, sondern auch fest entschlossen waren, meine Pläne über ihre Zukunft zu verwirklichen.

Die Jahre gingen dahin, brachten Rückschläge und Fortschritte. Der älteste Sohn entfremdete sich mir immer mehr, und, ich muss es sagen, meine Frau leider auch. Das zehrte an meiner seelischen Kraft. Gut daran war, dass sie wenigstens unserem Ältesten nahestand und die briefliche Verbindung zu ihm aufrecht erhielt. Ihrem Einfluss ist es wohl auch nur zu danken, dass er wenigstens einmal im Jahr zu Besuch kam. Um so näher standen mir die beiden anderen Söhne, die zum Militär gingen und sich wegen ihrer Fähigkeiten bei den Vorgesetzten bald großer Wertschätzung erfreuten.

Immer ungeduldiger fieberte ich dem Augenblick entgegen, an dem sich all die investierte Mühe aus-

zahlen sollte. Jahrelang hatte ich auf die Stunde der Vergeltung hingelebt, hatte Geld und Zeit und bis zu einem gewissen Grade sogar mein Familienglück geopfert, um mein Ziel zu erreichen. Jetzt hatte ich fast keine Geduld mehr. Jede Stunde im bisherigen Zustand schien mir ein großzügiges Geschenk an meinen Todfeind zu sein.

Endlich war es soweit, dass mein zweiter Sohn einen Rang erreicht hatte, der es dem Baron unmöglich machte, einem Duell auszuweichen. Nun musste natürlich ein Anlass dafür gefunden werden, was sich als schwierig erwies. Duelle waren verboten, wenn sie auch heimlich weithin immer noch üblich waren. Mein Sohn kam mit dem Baron nicht zusammen, sodass keine Gelegenheit bestand, einen Streit vom Zaun zu brechen, ohne dass die Absicht sofort erkennbar war.

Hier kam uns der Umstand zugute, dass sein Sohn ebenfalls die militärische Laufbahn eingeschlagen hatte. Wir beratschlagten, dass es wohl am einfachsten war, ihn zu einem Zweikampf zu bewegen. Mir war die Vorstellung, den Feind durch den Tod seines Sohnes zu strafen, viel sympathischer, als wenn er selbst getroffen würde. So hatte er Zeit, den Schmerz auch zu empfinden, und ich konnte länger triumphieren.

Auch dieser Plan war nicht von heute auf morgen zu verwirklichen. Der junge Baron diente in einem anderen Regiment. Aber nach langen Bemühungen von mir – auch der Zufall kam uns zu Hilfe – gelang es schließlich, die beiden jungen Offiziere miteinander in Berührung zu bringen. Sie kannten sich ja aus der Zeit ihrer Kindheit und mein Sohn hatte zunächst einige Skrupel, bewusst auf eine Tötung im Duell hinzuarbeiten. Hier zeigte sich aber, dass meine jahrelange Erziehung ihre Früchte trug: er überwand schließlich alle Bedenken.

Es kam uns zugute, dass der junge Baron hitziger war als sein Vater und weniger kaltblütig berechnend. Schließlich kam es auch zu einem tiefgehenden Streit in einer Gastwirtschaft vor vielen Kameraden als Zeugen. Mein Sohn forderte ihn zum Zweikampf heraus und der nahm an – wohl auch unter dem Einfluss von Alkohol.

Ich hatte mich in der letzten Phase der Entwicklung in der Nähe aufgehalten, um rechtzeitig zur Stelle zu sein. Die Nachricht erreichte mich um Mitternacht, dass das Duell am Morgen um fünf Uhr stattfinden sollte. Ich zitterte vor Erregung, als ich mich zur Abreise fertig machte. Nicht, weil ich um meinen Sohn gebangt hätte; denn ich wusste, dass er dem anderen in jeder Waffengattung überlegen war, sondern weil nun endlich die Stunde gekommen war, auf die ich ein halbes Menschenleben lang gewartet hatte.

Im Morgengrauen traf ich rechtzeitig am vereinbarten Platz ein, musste mich aber im Gebüsch verborgen halten, da außer den Sekundanten niemand zugegen sein durfte.

Mein Sohn war ganz gelassen. Sein Gegner hatte Pistolen gewählt und er, mein Sohn, war ein ausgezeichneter Schütze, flink und treffsicher.

Es begann das übliche Ritual mit einem Versöhnungsversuch, der von meinem Sohn strikt abgewiesen wurde, während sich der junge Baron zu einer unblutigen Beilegung des Streits bereit erklärte. Er erntete aber nur Spott und konnte nicht mehr zurück.

Die Schritte wurden abgezählt, die Gegner drehten sich blitzschnell um und schossen. Ich hörte den Knall – und sah meinen Sohn zusammensinken.

Wie gelähmt war ich vor Entsetzen. Mit dieser Möglichkeit hatte ich überhaupt nicht gerechnet in meiner Fixierung auf die Absicht, den anderen zu töten.

Ich war wie vor den Kopf geschlagen. Endlich, nach längerer Zeit, wich die Lähmung von mir, ich sprang laut schreiend aus dem Gesträuch heraus auf meinen Sohn zu.

Alle umringten ihn. Ich stieß sie beiseite und beugte mich über ihn.

Er war tot.

Eine blinde Wut packte mich. Ich sah den jungen Baron über mir stehen, sprang auf ihn zu und schlug wild auf ihn ein. Er und beide Sekundanten überwältigten mich schließlich gemeinsam und hielten mich fest.

Ich schrie und tobte und protestierte. Ich konnte einfach nicht glauben, dass mein Sohn schlechter geschossen haben sollte. Sein Sekundant, ein Freund aus dem Offizierscorps, sagte, er habe überhaupt nicht mehr schießen können. Das kam mir noch unwahrscheinlicher vor, denn ich kannte ihn als reaktions-schnellen Schützen.

Wir untersuchten die Waffe. Sein Schuss war noch im Lauf. Jemand hielt die Pistole in die Luft und drückte ab. Nichts geschah. Die Waffe hatte versagt.

Jahrelang, Jahrzehntelang hatte ich meinem Sohn alle Fertigkeiten beigebracht, die nötig waren, um ihn auf diesen Augenblick vorzubereiten. Kein anderes Ziel hatte ich gekannt als dieses und mein Sohn mit mir. Alles war gelaufen wie geplant. Es musste so kommen, wie wir es uns vorgenommen hatten. Und nun hatte ein winziger mechanischer Fehler alles ins Gegenteil verkehrt!

Statt des anderen war mein Sohn tot! Der von meinen Söhnen, der mir am nächsten gestanden hatte und im Begriff war, Vollstrecker meines in Jahrzehnten gewachsenen Hasses zu werden – da lag er leblos vor mir im Gras.

Ich fühlte es in mir leer werden, in meinem Herzen, in meinen Gedanken – und sank in Ohnmacht.

Erst in meinem Hotelzimmer erwachte ich. Es dauerte Stunden, bis ich zu mir selbst fand.

Die nächsten Wochen waren die Hölle. Meine Frau war von nun an ein gebrochener Mensch. In einigen Tagen war ihr Haar ergraut und sie ging gebückt wie eine Greisin. Mit mir sprach sie kein Wort mehr über das alles, überhaupt sprach sie nur, was unbedingt nötig war. Sie zog in einen anderen Flügel des Hauses und wir begegneten uns nur noch zu den Mahlzeiten. Ich hatte außer meinem Sohn nun auch noch meine Frau verloren.

Aber das alles durfte doch nicht umsonst geschehen sein! Ich konnte nicht so kurz vor dem Ziel umkehren! Nein, mein dritter Sohn musste ausführen, was wir alle uns vorgenommen hatten. Jetzt erst recht! Dafür hatten wir ja all die Vorbereitungen getroffen. Sollten die Mörder meines Vaters, die wir jahrelang zu treffen geplant hatten, nun ungestraft bleiben, nachdem sie nun auch noch meinen Sohn umgebracht hatten?

Ich war entsetzt, als der Jüngste das ablehnte. Er gab zunächst gar keinen Grund an, drückte sich um ein klares Wort herum, meinte, der Baron werde auf eine erneute Herausforderung nicht eingehen. Aber ich spürte, dass sein Unwille dahinterstand. Ich befahl es ihm, ich erinnerte ihn an seine Versprechen, ich bat ihn flehentlich, ich schalt ihn einen Feigling – es nützte nichts. Er blieb dabei, dass er sich nicht duellieren wollte.

Meine Erklärung für diesen merkwürdigen Meinungsumschwung war zunächst, dass er noch zu sehr unter dem Eindruck des Todes seines Bruders stand. Ich würde ihm also wohl etwas Zeit lassen müssen.

Aber dass es eines Tages zu der endgültigen Abrechnung kommen musste, war mir selbstverständlich. Für mich stand auch außer jedem Zweifel, dass es diesmal gut für uns ausgehen musste. Solch ein unglücklicher Zufall wie beim Tod meines zweiten Sohnes, dem die Waffe versagte, konnte doch unmöglich zweimal passieren.

Ich merkte, dass mein Sohn, während er in seinem Urlaub bei uns zu Hause war, mit seiner Mutter ein Geheimnis hatte, denn oft brachen sie ihr Gespräch ab, sobald ich ins Zimmer trat. Also hatte sie ihn beeinflusst! Sie hatte ihn überredet, mein Ansinnen abzulehnen – ach, was sage ich, unseren gemeinsamen Plan zu verraten!

Was konnte ich tun, um dem entgegenzuwirken? Ich verbot den beiden jeden Umgang miteinander. Meine Frau sah mich mit leerem Blick an und erwiderte gar nichts. Mein Sohn aber begehrte heftig auf, ich könne ihm nicht verbieten, mit seiner Mutter zu sprechen. Er tue, was er für richtig halte.

Ich versuchte, ihn nun wieder etwas zu besänftigen, weil ich ihn ja eines Tages noch zu gewinnen hoffte. Aber es war zu spät.

Er stellte sich vor mich hin und sagte, er habe mir etwas zu eröffnen, das er bisher vor mir verheimlicht und nur mit der Mutter besprochen habe. Nun aber sollte auch ich es wissen.

Und dann kam heraus, was die Ursache für seine veränderte Haltung war. Und es war für mich wie ein Schlag, der mich betäubte.

Er hatte sich heimlich mit der einzigen Tochter des Barons verlobt.

In Berlin, wo sie in einer Schule waren, hatten sie sich wiedergetroffen. Da sie sich ja kannten, hatten sie zunächst zaghaft ihre Bekanntschaft gepflegt, sich

dann verliebt, wie er sagte, und schließlich sich versprochen.

Ich war zunächst überzeugt, dass selbst das vom Baron eingefädelt war, um mich zum Narren zu halten. Später stellte sich jedoch heraus, dass dem nicht so war, denn auch er war strikt gegen die Verbindung.

All diese Überlegungen hatte ich aber erst später. In diesem Moment konnte ich meinen Zorn nicht zurückhalten. Ich warf meinen Sohn eigenhändig zur Tür hinaus und schrie ihm nach, er solle sich nie mehr hier blicken lassen. Er sei nicht mehr mein Sohn. Wer seinem Vater so in den Rücken fällt, ist nicht sein Sohn.

Verbittert und verzweifelt wusste ich in den Tagen nicht, was ich tat. Mein Gut vernachlässigte ich. Den ganzen Tag über saß ich und schmiedete Pläne.

Meine Frau bekam ich nicht mehr zu Gesicht.

Schließlich suchte ich sie auf, denn ich musste sie nach der Adresse meines ältesten Sohnes fragen. Sie hatte in der letzten Zeit nur noch durch Kurier mit ihm verkehrt, so fand ich in den Unterlagen keinen Brief von ihm.

Sie starrte mich nur an. Ihre Augen waren tief eingefallen, ihr Blick war unstet, die Hände zitterten. Ich musste mein Verlangen mehrmals vorbringen, bis ich den Eindruck hatte, von ihr verstanden worden zu sein.

Bedächtig und leise gab sie mir Antwort, starrköpfig wie eine Irre: Ich hätte ihr zwei Söhne genommen, den einen getötet und den anderen aus dem Haus gejagt. Den dritten wolle sie behalten.

Wieder packte mich die Wut. Ich durchwühlte ihre Papiere, durchsuchte Schränke und Laden, fand aber keinen Brief. Ich brauchte jedoch unbedingt die Anschrift, denn ich wusste, dass er mehrmals verzogen war. Dann ließ ich sie mitten in dem Durcheinander stehen, warf die Tür zu und ging.



Es war das letzte Mal, dass ich sie sah.

Zwei Tage später meldete eine Magd, dass meine Frau gestorben sei.

Ich war ein geschlagener, gebrochener Mann. Meine Frau war tot, mein erster Sohn verschollen, mein zweiter erschossen, der dritte war nicht mehr mein Sohn. Und das alles war verursacht durch diesen einen Mann, meinen Todfeind. Er hatte es beinahe geschafft. Er hatte mich fast völlig zugrunde gerichtet.

Mein ältester Sohn kam auch nicht zur Beerdigung seiner Mutter. Er wusste wohl nicht von ihrem Tod, weil niemand ihn benachrichtigen konnte. Der Jüngste aber kam. Ich konnte es ihm nicht verwehren, hinter dem Sarg her zu schreiten, aber ich hielt Abstand von ihm und nahm ihn natürlich nicht in meinem Haus auf. Es war das letzte Mal, dass ich ihn gesehen habe. Er interessiert mich auch nicht mehr.

Als die Feier beendet war und alle sich zum Gehen wandten, stellte er sich mir noch einmal in den Weg und presste hervor: Du bist ein Mörder! Dann wandte er sich ab und ging zu seiner Verlobten, die von weitem zugesehen hatte. Ich war unfähig, klar zu denken, bei der Verwirrung der Gefühle in mir: Wut, Trauer, Rachedurst, Entsetzen. Ich hätte fast mit Steinen und Erdklumpen hinter ihm hergeworfen, als sie nun Arm in Arm davongingen. Wahrscheinlich hätte ich es auch getan, wenn nicht der Pfarrer meinen Arm genommen und mich fortgeführt hätte.

In den folgenden Tagen und Wochen kümmerte ich mich um nichts mehr. Meine Leute betrieben die Landwirtschaft einigermaßen vernünftig, wie ich später feststellte. Ich hing nur meinen Gedanken und Plänen nach.

Es war mir danach zumute, einfach zu dem Baron zu gehen, die Pistole herauszuziehen und ihn zu er-

schießen. Dass ich dann dafür in den Kerker geworfen oder gehängt würde, machte mir kaum mehr etwas aus, konnte mich jedenfalls nicht abschrecken. Aber ich scheute mich doch, einen Mord zu begehen, und das wäre ein solches Vorgehen wohl, denn er konnte sich nicht wehren.

Nach langem Überlegen fasste ich drei mögliche Pläne. Der erste betraf Versuche, das Verhältnis zwischen meinem jüngsten Sohn und der Tochter des Barons zu zerstören. Wenn das mit dem nötigen Glück ablief, konnte es sogar sein, dass er wieder die alte Feindschaft gegen die Familie empfand.

Bald aber verwarf ich diesen Plan wieder. Am Ende hätte ich dem Baron noch einen Gefallen getan, wenn ich die beiden wieder auseinander brachte, und das durfte nicht sein, um den höchsten Preis nicht. Zudem war nach dem letzten Auftritt meines Sohnes kaum zu erwarten, dass er sich noch einmal zu mir stellen würde. Nein, ihn musste ich abschreiben, er war für mich nicht mehr da.

Der zweite Plan war, meinen ältesten Sohn zu suchen und zu bewegen, mit mir gemeinsam diesem Spuk endlich ein Ende zu machen.

Sollte das aber nicht gelingen, blieb mir noch ein dritter Weg, und der war der letzte. Ein verzweifelter, aber todsicherer Plan.

Zunächst aber wollte ich nach meinem ältesten Sohn forschen.

Ich entschloss mich, das Gut zu verkaufen. Ich konnte und wollte es allein nicht mehr bewirtschaften. Für wen auch, da ich nun keinen Erben mehr hatte? Außerdem brauchte ich Geld für das, was ich plante.

Ich beauftragte einen Anwalt, einen Käufer zu suchen. Es dauerte auch gar nicht lange, da besuchte mich ein Geschäftsmann aus dem Hannoverschen und

bot mir eine Summe, die ich akzeptieren konnte. Binnen kürzester Zeit waren alle nötigen Urkunden unterzeichnet. Das Erbe meiner Vorfahren gehörte mir nicht mehr, dafür konnte ich über eine große Summe Geld verfügen.

Kaum war der Kauf perfekt, drängte man mich hinaus. Ich musste in ein Zimmer im Gasthaus umziehen, obwohl das Haus noch lange Zeit leer stand. Das verwunderte mich, weil der Käufer auf mich keinen unfreundlichen Eindruck gemacht hatte. Es dauerte auch nicht lange, da erfuhr ich den Grund für die schroffe Behandlung. Der Baron sorgte dafür. Er hatte das Gut gekauft. Jener Geschäftsmann war nur sein Beauftragter gewesen.

Ich hatte so viel einstecken müssen, dass auch dieser letzte schwere Schlag mich nicht zerbrach, sondern meinen Rachedurst auf den Gipfel trieb. Nun hatte er also alles erreicht, was er wollte. Aber noch etwas hatte er geschafft, dass ich nun mit dem Rücken zur Wand kämpfte. Ich hatte nichts mehr zu verlieren. Nun konnte ich mit dem Mut der Verzweiflung die letzte Aufgabe erledigen, die mir noch auf der Erde zu erledigen blieb: meinem Feind den Todesstoß zu versetzen.«

Es dauerte lange, bis ich mir darüber klar wurde, was das für ein Druck war, der sich auf mich gelegt hatte. Es war dieser Ozean von Hass, der von dem Erzähler zu mir herüber brandete und von mir Besitz ergreifen wollte.

Ich konnte nicht antworten, als er schwieg. Was sollte ich auch sagen? Diesem Mann, der die Rache in Person zu sein schien, etwas von Vergessen oder Ruhelassen zu sagen, erschien mir wie der Angriff eines Kindes mit seinen kleinen Fäustchen auf einen wütenden Stier.

So beschränkte ich mich darauf, meine eigenen Gedanken zu ordnen und mich dessen innerlich zu erwehren, was er genannt hatte: »mit hineingenommen zu werden in seine Geschichte«.

Nach langer Zeit erst begann er erneut zu sprechen: »Ich habe Nachforschungen angestellt nach meinem ältesten Sohn. Ich hörte jedenfalls, dass er sich auf den Westindischen Inseln angesiedelt haben sollte. Nun bin ich auf der Suche nach ihm.«

»Ich hoffe, du wirst ihn nie finden!«, fuhr es mir heraus.

»Was soll das heißen?«, brauste er auf. »Willst du sagen, mein Sohn hätte nicht die Pflicht, seinem Vater zu helfen?«

Ich ließ mir Zeit mit der Antwort. Ich spürte, dass ich zitterte vor Erregung und Spannung.

»Zunächst hat ein Vater die Pflicht, seinem Sohn zu helfen, die Pflicht, ihm das Leben zu ermöglichen, wie er es leben will. Du aber hast deine Söhne zu deinen Sklaven gemacht. Du hast sie als dein persönliches Eigentum betrachtet, statt freie Menschen in ihnen zu sehen.«

»Aber ich hätte meine Ehre verloren, meine Selbstachtung!«, stieß er heftig hervor. »Ich hätte leben müssen mit dem ewig nagenden Vorwurf, aus lauter Feigheit keinen Versuch gemacht zu haben, meinen Vater zu rächen und mich für mein Recht einzusetzen.«

»Ob es nicht besser gewesen wäre, mit diesem Vorwurf zu leben, als mit dem bohrenden Hass, der dein ganzes Leben zerstört hat?«

»Du redest und redest ... Was nützen denn solche klugen Überlegungen? Wenn ich hasse, dann hasse ich! Dagegen hilft auch nicht die Einsicht, dass es besser wäre, anders zu empfinden. Meinst du nicht, dass ich über das alles auch schon nachgedacht hätte? Aber

immer steht mir vor Augen, was der Mann mir ange-  
tan hat. Und dann kann ich nicht mehr nüchtern über-  
legen. Dann steht vor allem anderen das unbändige  
Verlangen nach Genugtuung.«

Er schwieg eine Weile. Dann: »Nicht mein Hass hat  
mein Leben zerstört, sondern mein Feind!«

Ich resignierte. Dieser Mann war offenbar so ver-  
fahren in seinen Rachedgedanken, dass er zu keiner an-  
deren Sicht der Dinge mehr fähig war. »Es hat wenig  
Sinn, darüber zu reden, Oertzen. Wir haben grund-  
verschiedene Ansichten.«

Er war anscheinend damit zufrieden, dass ich et-  
was einlenkte, deutete es wohl auch falsch, denn er  
wählte wieder einen überraschend sanften Ton für  
seine weiteren Worte.

»Ich habe dir das alles erzählt, Linz, weil ich dich  
bitten wollte, mir zu helfen.«

»Niemals! Ich soll wohl einen deiner Söhne erset-  
zen, wie? Jetzt, wo du sie alle verloren hast, suchst du  
wohl weiter nach Menschen, die deine Rache für dich  
erledigen?«

»Lass mich ausreden! Du sollst ja gar nicht für mich  
schießen oder fechten oder dergleichen. Ich weiß so-  
wieso, dass du das nicht tun würdest.«

»Was denn sonst?«

»Dazu muss ich dir meinen dritten Plan erläutern,  
den ich in die Tat umsetzen will, wenn ich meinen  
Sohn nicht finden sollte, oder wenn es mir nicht ge-  
lingt, ihn zum Mitkommen zu überreden.«

Wieder machte er eine Pause. Ich hatte ihn im Ver-  
dacht, dass er gründlich überlegte, wie er mir seine  
Gedanken vortragen sollte, damit ich damit einver-  
standen war.

Dann sagte er: »Ich muss die Sache zu einem Ende  
führen. Ich kann nicht eher diese Erde verlassen, als

bis ich erledigt habe, was nicht zu vermeiden ist. Dass ich ihn nicht einfach erschießen will, habe ich dir schon gesagt. Aber nicht, weil ich Angst hätte, dann gehängt zu werden. Das könnte ich auf mich nehmen. Wenn ich meine Vergeltung geübt und wieder Gerechtigkeit hergestellt habe, kann ich sterben. Aber ein schneller Tod durch meine Kugel wäre viel zu barmherzig für ihn. Darunter leidet er ja nicht. Darum will ich eine Situation herbeiführen, in der er mich erschießen soll.«

»Wie?«, fragte ich, denn ich glaubte wirklich, ihn nicht richtig verstanden zu haben.

»Er soll mich erschießen, im Affekt oder aus Angst – das lass mich nur machen. Wichtig ist nur, dass dann Zeugen dabei sind. Vor allem einer, der dann meine Interessen vertritt, der Anklage gegen den Mörder erhebt. Und das sollst du sein!«

Ich war wie vor den Kopf geschlagen.

Konnte ein Mensch so von Hass erfüllt sein, dass er, nachdem er schon seine ganze Familie samt seinem Besitz geopfert hatte, nun auch noch sein eigenes Leben drangeben wollte, nur um einen anderen mit ins Verderben ziehen zu können?

Plötzlich wurde es mir klar: Dieser Mann war krank. Nicht körperlich, auch nicht am Verstand. Aber er war krank an seiner Seele. Sein fanatischer Hass war nicht menschlich normal. Und doch wohnte er in einem normalen Menschen. Wie sollte ich mir das erklären? Da konnte nur eine Krankheit sein. Gemüt zerfressen haben, so wie die Pest den Menschen allmählich immer mehr in Besitz nimmt und schließlich in den Tod reißt.

Um das zu bestätigen, benahm Oertzen sich plötzlich so, wie ich es bei ihm bisher nie beobachtet hatte.

Er schluchzte! Dieser Mann, der sich immer nur mit Gewalt Respekt verschafft hatte, weinte!

»Ich habe doch sonst niemanden, Linz! Du musst

mir helfen! Ich bin doch ganz allein. Tu doch einem alten Mann den Gefallen und hilf ihm, die Aufgabe zu erfüllen, der er sein ganzes Leben vergeblich nachgelaufen ist! Alle haben mich verlassen. Ich stehe ganz allein da. Du bist der Einzige den ich kenne. Und wenn du es tust, sollst du mein Erbe sein. Alles, was ich durch den Verkauf des Gutes besitze, gehört dann dir! Ich lege das testamentarisch fest. Linz, bitte!«

Er richtete sich mühsam in seinem Bett auf und tastete mit der Hand nach mir. Offenbar wollte er durch die Berührung seiner Bitte Nachdruck geben, mich gefühlsmäßig unter seinen Einfluss bringen. Aber als ich seine Hand an meinem Arm spürte, ekelte mich das an und ich wich aus.

Er erhob sich noch mehr, um nach mir zu greifen. Ich drehte mich ganz zur Wand.

Als er merkte, dass ich ihm ausgewichen war, schlug seine Stimmung ganz unverhofft wieder in Wut um.

Er fluchte und geiferte, dass ich es gar nicht wiedergeben kann.

Dann hörte ich, wie er sich keuchend bewegte und den Säbel ergriff, der immer vor seinem Bett gelegen hatte.

Blitzartig wurde mir die Gefahr bewusst, in der ich schwebte. Ich richtete mich auf, soweit das unter der niedrigen Kajütendecke ging und wälzte mich zum Fußende des Bettes. Und schon sah ich im schwachen Licht die Spitze der Waffe vor mir blitzen. Er hatte durch den Strohsack und die Decken hindurch gestochen.

Ich sprang herunter und zog mich in eine finstere Ecke zurück, wo er nicht auf mich schießen konnte. Dann begann ich, beruhigend auf ihn einzureden.

»Sei nicht gleich so wütend, Oertzen! Es ist ja noch nichts entschieden. Ich überlege mir die Sache noch

einmal. Leg' deine Waffen weg! Wir werden schon irgendwie einig werden.«

Hinterher habe ich mir manchmal gesagt, dass es eigentlich recht schäbig war, ihm Bereitschaft zur Hilfe vorzutäuschen, statt ihm klipp und klar die Wahrheit zu sagen. Aber ich sah keine andere Möglichkeit, mich vor seiner Mordgier zu retten, als ihn auf diese Weise erst einmal zu besänftigen.

Das hatte auch Erfolg.

Er redete nun eifrig, legte seinen Plan in allen Einzelheiten dar und schien alles Vorangegangene vergessen zu haben. Ich hörte ihm kaum zu, tat aber recht interessiert. Ich war nur damit beschäftigt zu überlegen, wie ich dem Einfluss dieses Mannes so bald wie möglich entkommen konnte.

Offenbar traute er meiner Freundschaft auch noch nicht so recht. Denn als die Nacht vorschritt und wir müde wurden, gab er mir die Anweisung, mich in Veits Bett zu legen. Wenn ich weiter entfernt war, glaubte er mich besser unter Kontrolle haben zu können, als wenn ich in der Koje direkt über ihm lag.

Mir war das recht, denn der Gedanke, dass eben noch seine Säbelspitze aus meinem Bett geragt hatte, wirkte keineswegs beruhigend. Ich vertauschte also das Bettzeug und legte mich in die obere der beiden anderen Kojen.

Oertzen spannte nun wieder seine Pistole an der Wand, legte sich sein übriges Waffenarsenal griffbereit und schickte sich an, zu schlafen.

Mir gelang der Schlaf nicht sogleich, obwohl ich müde war. Noch lange passierten die einzelnen Szenen aus Oertzens Erzählung vor meinem geistigen Auge.

Erst gegen Morgen fiel ich in einen unruhigen Schlaf.



Die Sonne stand am Himmel, als ich erwachte.

Als hätte sie uns nicht schon lange genug geschienen, lächelte sie – soll ich sagen: freundlich oder hämmisch – auf uns hernieder. Ich entschloss mich, ihr Scheinen freundlich zu finden, weil es die dunklen Schatten vertrieb, die sich in der vergangenen Nacht auf mich gelegt hatten.

Oertzen war schon wach und hatte sich selbst mit Frühstück versorgt – ein Beweis also, dass das möglich war. Nichts hielt mich mehr in der Kajüte. Mit allen Fasern meines Herzens sehnte ich mich hier heraus.

Aber wie? Während ich noch auf der Koje lag, grübelte ich darüber nach.

Während er schlief, die Barrikaden wegzuräumen, war unmöglich. Ihm plötzlich die Pistole zu entreißen, schien mir zu riskant, zumal ich nie wissen konnte, ob er tatsächlich schlief oder nur so tat, um mir eine Falle zu stellen. Ich verfiel auf den Gedanken, durch ein Fenster zu fliehen. Dazu würde ich die Hilfe anderer brauchen. Aber das ließ sich wohl machen. Nur – ob das auch klappte, war nicht so sicher. Eine Kletterpartie außen am Schiff hatte wenig Verlockendes an sich, erst recht nicht, wenn ich darauf angewiesen war, dass Oertzen nicht aufwachte. Nun – ich würde es wohl versuchen müssen.

Wenn er dann aber, nachdem ich geflohen war, selbst das Gepäck wegräumte, mit seinen Pistolen in der Tür erschien und mich wieder hereinholte?

Es gab nur eine Möglichkeit, das zu verhindern: Ich musste, wenn ich ihn schon nicht seiner Waffen berauben konnte, wenigstens Pulver und Blei mitnehmen. Beides lag vorn in seiner Kiste und war für mich einfach zu erreichen, wenn er schlief. Wenn es mir dann noch gelingen sollte, bei meinem Verschwinden die Selbstschussanlage auszulösen, dann hatte er nur

noch einen einzigen Schuss übrig. Damit würde er wohl keine großen Auftritte mehr wagen.

Ich durchdachte meinen Plan bis in alle Einzelheiten. Ja, so musste es gehen. In der kommenden Nacht sollte das Unternehmen beginnen.

Um Oertzen nicht misstrauisch zu machen, musste ich mich ihm gegenüber einigermaßen freundlich zeigen, was mir recht schwer fiel. Ich sprang aus dem Bett, begrüßte ihn mit dem fröhlichen Wunsch für einen guten Morgen und fragte, ob ich ihm etwas helfen könne.

Er sah mich leicht verwundert an, ging aber auf meinen Ton ein und plauderte in leichter Weise mit mir. Über das Thema vom vergangenen Abend sprachen wir nicht.

Am späteren Vormittag hörte und beobachtete ich, dass wieder eine Bestattungsfeier abgehalten wurde. Einer der erkrankten Seeleute war in der Nacht gestorben. Veit hielt eine Ansprache, die mich bewegte. Er sprach schlicht, wie es wohl für die zuhörende Besatzung angebracht war. Seine ganze Predigt war voll von der Wahrheit, die er neu entdeckt hatte, nämlich dass Gott lebendig war und wirklich gegenwärtig.

Es war gegen Mittag, als Weißgerber vor unserer Tür erschien. Darauf hatte ich gewartet. Ich hatte mir genau überlegt, was ich ihm auf französisch sagen wollte, sodass Oertzen es nicht verstand. Es musste sehr knapp sein, damit das Wesentliche gesagt war, ehe er Verdacht schöpfen und mich zum Schweigen bringen konnte.

Ich bat ihn, um Mitternacht eine Strickleiter vom Achterdeck herunterzulassen und ein langes dünnes Seil am Ende zu befestigen.

Ich sagte das in so lockerem Ton und lachte dabei fröhlich, dass Oertzen tatsächlich keinen Verdacht

schöpfte, sondern glaubte, ich hätte nur gescherzt. Weißgerber ließ mich kurz wissen, dass er mich verstanden hatte, und wir unterhielten uns in deutscher Sprache weiter über alle möglichen belanglosen Dinge.

Nun gab es kein Zurück mehr. Ich war entschlossen, aus dem Bereich dieses Mannes zu fliehen. Immer wieder überlegte ich und kam zu dem Schluss, dass es keinen anderen Weg gab. Sicher, eine Flucht war gefährlich. Aber nicht weniger gefährlich war es, mit diesem unbeherrschten Mann, der mich schon einige Male fast getötet hätte, zusammenzusein, wenn er dahinter kommen sollte, dass ich nicht gewillt war, ihm zu helfen. Sein Jähzorn würde mich dann mit ziemlicher Sicherheit das Leben kosten. Außerdem konnte ich es in seiner Nähe einfach nicht mehr aushalten.

Der Tag zog sich quälend in die Länge.

Endlich, nach vielen ereignislosen Stunden, ging die Sonne unter. Es wurde, da wir dem Äquator nahe waren, rasch dunkel.

Oertzen schien sich meiner so sicher zu sein, dass er nur wieder die Zündvorrichtung seiner Pistole spannte und sich zum Schlafen rüstete.

Um ihn zusätzlich zu ermüden und ihn später in um so tieferem Schlaf zu wissen, unterhielt ich mich noch längere Zeit mit ihm. Irgendwelche langweiligen Dinge erzählte ich, bis mir schließlich seine immer knapper werdenden Antworten verrieten, dass er müde wurde. Ich schwieg und wartete. Nach einiger Zeit deuteten seine gleichmäßigen Atemzüge darauf hin, dass er eingeschlafen war.

Einige Zeit wartete ich noch, dann erhob ich mich vorsichtig. Es kam mir dabei sehr zustatten, dass Oertzen mich gezwungen hatte, das Bett über ihm zu räumen.

Neben der offenen Luke fand ich die erbetene Strickleiter von oben herabhängend. Daran war eine Schnurrolle befestigt. Ich löste sie, ging zur Tür und befestigte das eine Ende an dem Seil, das Oertzens Selbstschussanlage auslösen sollte. Dann suchte ich in der Kiste vorsichtig nach dem Beutel mit den Bleikugeln und dem Pulverhorn.

Mein Herz klopfte mir bis zum Hals. Ich wusste genau, wenn Oertzen wach werden und meine Absicht entdecken sollte, war es um mich geschehen. Er würde in seinem Jähzorn kein Verständnis für mich haben noch Erbarmen kennen.

Behutsam schloss ich die Seekiste wieder, nachdem ich Pulver und Blei an mich genommen hatte. Auf Zehenspitzen schlich ich zum Fenster, die Schnur dabei sorgsam abspulend, ohne Zug auszuüben.

Mein Plan war eigentlich einfach und leicht auszuführen, wenn Oertzen schlief. Ich wollte die Strickleiter hinaufentern und dann – oben angekommen – durch Ziehen an der Schnur den Schuss auslösen.

Ich hängte mir Pulverhorn und Kugelbeutel mit dem dafür vorgesehenen Band um und begann, vorsichtig aus dem Fenster zu steigen. Das erwies sich als schwieriger, als ich gedacht hatte. Zunächst wollte ich mit den Beinen voran durch die Luke. Ich konnte aber auf diese Weise mit dem Fuß die Strickleiter nicht finden. So zog ich mich wieder zurück und versuchte, mit dem Oberkörper zuerst hinauszukommen.

Das alles ging trotz äußerster Vorsicht nicht ohne Geräusche ab. Ich hörte, wie Oertzen unruhig wurde, stöhnte und sich im Bett wälzte.

Jetzt hatte ich in Sekundenbruchteilen eine Entscheidung zu fällen: Sollte ich mich still halten und warten, bis er wieder eingeschlafen war – und dabei riskieren, dass er ganz wach wurde und mein Vorha-

ben entdeckte? Oder sollte ich schnell, ehe er die Lage erkannte, meine Flucht vollenden?

Ich entschied mich für das Letztere.

Rasch schob ich mich durch die Luke. Dabei schlug das lose hängende Pulverhorn gegen den unteren Balken. Der Lärm weckte Oertzen natürlich vollends. Ich hörte ihn murmeln, dann rufen, achtete aber nicht auf ihn, sondern zog mich, mit beiden Händen die Strickleiter fassend, hinaus.

Noch baumelten meine Beine vor der Luke, da hörte ich wie Oertzen heran kroch. Seine Verletzung konnte ihn nicht hindern, in Windeseile das Fenster zu erreichen.

Da schaute auch schon sein Oberkörper kurz unter mir aus der Luke. Ein Fluch stieg zu mir herauf und er bemühte sich, seine Pistole in Anschlag zu bringen. Das dauerte aber einen kleinen Moment, weil er sich wegen seines verletzten Beines am Fenster halten musste und so zum Spannen nur eine Hand zur Verfügung hatte.

Mir blieb das Herz stehen. Ich wusste, dass ich in der kurzen Frist, die mir noch bis zu seinem Schuss bleiben würde, nicht den Weg die Strickleiter hinauf und über die Reling schaffen konnte.

Nun war es also aus mit mir. In Sekundenbruchteilen schossen mir eine Unmenge von Gedanken durch den Kopf, die mir allerdings jetzt alle nichts helfen konnten. Es blieb der Vorwurf, den ich mir selbst machte: Warum hast du die Flucht versucht? Hättest du nur noch ein paar Tage ausgehalten, dann wäre wahrscheinlich alles gut gegangen.

So viele Gedanken ich auch in diesem kurzen Augenblick hatte – was mich schließlich rettete, tat ich instinktiv und ohne zu überlegen. Ich zog an meiner Schnur.

Die Vorrichtung funktionierte wie geplant. Als der Schuss krachte, erschrak Oertzen und wandte sich für einen kurzen Augenblick zur Tür.

Ich nutzte die Chance, stieß mich ab und ließ mich ins Wasser fallen. Ich weiß selbst nicht, woher ich den Mut nahm, aus dieser Höhe ins Dunkle hinein zu springen. Unter normalen Umständen hätte ich es wohl nie gewagt. Aber ich wusste, dass ich keine andere Chance hatte. Bis zum Achterdeck hinaufzuklettern, hätte viel zu lange gedauert.

Ich schrie laut, während ich stürzte. Die Männer an Deck konnten ja wegen der Dunkelheit nur wenig sehen und wussten vielleicht gar nicht, dass ich hinabgesprungen war und dass sie mich wieder herausfischen mussten.

Ich kann mich genau an das Staunen erinnern, das ich empfand, als mein Fall so lange dauerte. Wann bin ich denn endlich da?, schoss es mir durch den Kopf. Wann klatsche ich denn endlich aufs Wasser auf? Meine verängstigten und aus ihren normalen Bahnen gedrängten Gedanken registrierten diese Augenblicke wie Stunden.

Noch ehe ich ins Wasser tauchte, hörte ich Oertzens Schuss. Er hatte wohl einfach wütend ins Dunkel hinein geschossen, denn die Aussicht, mich bei diesem schnellen Fall und dem schwachen Dämmerlicht zu treffen, war gering.

Fast zugleich mit dem Knall schlug ich aufs Wasser auf. Es schmerzte entsetzlich. Ich konnte zwar ein wenig schwimmen, hatte aber nie einen Sprung ins Wasser versucht, erst recht nicht von solcher Höhe. Dementsprechend ungeschickt war mein Eintauchen.

Hatte ich mich vorher gewundert, wie lange ich fiel, war mein Erstaunen jetzt noch größer, wie lange ich unter Wasser blieb. Das Erstaunen wandelte sich in

Entsetzen, in Todesangst. Noch einmal gingen mir wie eben vor der Pistolenmündung allerlei wirre Gedanken durch den Kopf. Ich hatte mit meinem Leben abgeschlossen.

Endlich kam ich an die Oberfläche und holte tief Luft. Ich bin sicher, keine Sekunde länger hätte es dauern dürfen.

Ich blickte mich um. Das Schiff war erschreckend weit entfernt. Und immer noch hatte es Fahrt. Ich konnte zwar erkennen – eigentlich mehr ahnen als sehen –, dass in der Takelage gearbeitet wurde. Aber es dauerte lange, bis sich das Bild der Segel änderte und erkennbar war, dass die »Egmont« wendete. Obwohl wir in südlichen Gewässern waren, begann ich zu frieren. Ich schwamm auf die »Egmont« zu, weniger, um schneller hinzukommen, als vielmehr, um mich durch die Bewegung warm zu halten.

Jetzt wurden die Segel gerefft. Ein Boot wurde zu Wasser gelassen, bald darauf ein zweites.

Ich schrie aus Leibeskräften, aber es war solch ein Lärm auf dem Schiff, dass sie mich wahrscheinlich nicht hören konnten. So schwamm ich weiter. Bald bemerkte ich zu meiner Freude, dass eins der Boote ziemlich genau auf mich zu hielt.

Ich versuchte es noch einmal mit Rufen. Und tatsächlich – ich hörte ihre Antwort. Durch wiederholtes Rufen näherten wir uns immer mehr, bis die Seeleute mich im Schein ihrer Laternen sahen. Sie zogen mich ins Boot. Ich war gerettet.

Erschöpft hing ich über einer Ruderbank. Erst als wir bei der »Egmont« angekommen waren, hatte ich meine Kräfte soweit wieder zusammen, dass ich selbst an Deck entern konnte.

Noch lange saßen wir in dieser Nacht in der Kapitänskajüte zusammen und sprachen von unseren Er-

lebnissen. Es gab so viel zu erzählen, so viele Gedanken und Empfindungen auszutauschen, dass die Zeit wie im Flug verging.

Uns allen war zumute, als sei eine schwere Last von uns abgefallen. Dabei schienen mir Veit und Weißgerber – wohl wegen ihrer geistlichen Erlebnisse – noch freier und gelöster zu sein als ich, der ich gerade einer ernststen Lebensgefahr entronnen war.

Es war bereits fast Mittag, als Veit mich nach einem erquickenden Schlaf weckte.

Ich stieg aus der Koje, die mir der Kapitän in seiner Kajüte zugewiesen hatte. Es war die, in der er eigentlich den Herrnhuter bei Beginn von dessen Krankheit hatte unterbringen wollen. Der Kapitän war auch aufgestanden, saß auf einem Stuhl, hatte den verletzten Fuß hochgelegt und beugte sich über seine Karten.

»Nun, Herr Linz«, rief er freundlich zu mir herüber, »habt Ihr ausgeschlafen? Seid Ihr wieder zu Kräften gekommen?«

»Ja, danke, Herr Kapitän. Ich habe vorzüglich geschlafen.«

Veit hielt mir einige Kleidungsstücke hin. »Das habe ich für dich zusammengesucht. Es wird einigermaßen passen. Die Seeleute haben es gern ausgeliehen, bis deine Sachen trocken sind.«

Ich kleidete mich rasch an.

»Wir wollen gleich eine Besprechung haben«, sagte der Kapitän. »Es ist wichtig und wir konnten sie nicht verschieben. Sonst hätten wir Euch gern noch etwas länger schlafen lassen.«

Es dauerte nicht lange, da waren acht Männer in der Kajüte versammelt: Der Kapitän, der Maat, drei weitere Leute aus der Mannschaft und wir drei Fahrgäste.



Der Kapitän eröffnete die Beratung.

»Meine Herren«, sagte er und versuchte mühsam, sich auf seinem Stuhl in eine bessere Lage zu bringen, »es steht nicht gut. Wir freuen uns zwar, dass die Ereignisse der letzten Nacht so glimpflich verlaufen sind« – er lächelte zu mir herüber – »aber das Wasserproblem ist nach wie vor ungelöst. Wir haben jetzt buchstäblich gar nichts mehr, werden aber bei günstigstem Wind noch mindestens zwei Tage zu fahren haben, wahrscheinlich aber länger. Da wir in den letzten Tagen schon wenig Wasser getrunken haben, werden wir das wohl kaum überstehen. Herr Oertzen ist nun zwar ohne Schusswaffen, aber in seinem Fass ist der Vorrat nach Auskunft von Herrn Linz so gering, dass unsere Mannschaft sich, wenn wir es an alle verteilen wollten, höchstens die Zunge damit feuchten könnte.

Das größte Problem aber ist weiterhin die Gefahr, dass die Meuterer sich des Schiffes bemächtigen. Ich wundere mich, dass sie bisher noch stille gehalten haben. Wir müssen einen Weg finden, sie in unsere Gewalt zu bekommen. Damit wären unsere beiden Probleme zugleich gelöst.«

»Das ist unmöglich, Käpt'n!«, brummte der Maat. »Wie sollen wir gegen ihre Schusswaffen ankommen?«

Ich bemerkte: »Es tut mir leid, dass ich nicht eine von Oertzens Pistolen mitbringen konnte. Ich wusste nicht, wie ich das hätte bewerkstelligen können.«

»Wir machen Euch natürlich gar keinen Vorwurf, Herr Linz« sagte der Kapitän. »Wir hätten wahrscheinlich mit einer einzigen Pistole auch kaum mehr Chancen als jetzt.«

Veit überlegte: »Ob es wohl Sinn hätte, an ihre Vernunft zu appellieren? Es könnte ja sein, dass es ihnen selbst schon leid tut, was sie getan haben.«

»Halte ich für sehr unwahrscheinlich.«

Weißgerber meinte: »Dass sie bisher nichts unter-  
nommen haben, könnte ein Hinweis darauf sein, dass  
sie doch nicht so blutrünstig sind, wie es zunächst den  
Anschein hatte.«

Der Kapitän gab zu bedenken: »Noch haben sie Zeit  
für einen großen Angriff auf das Schiff.«

»Woher aber wissen sie das?«, fragte der Maat. »Sie  
haben keine Karten, keinen Kompass, keinen Sextan-  
ten. Aus ihrer Sicht könnte also jede Minute Land vor  
uns auftauchen.«

»Das ist richtig«, bestätigte der Kapitän. »Aber ich  
kann mir einfach nicht vorstellen, dass diese Kerle sich  
nun freiwillig gefangen geben. Sie wissen genau, dass  
die Todesstrafe auf den wartet, der den Steuermann  
erschossen hat.«

Mir kam ein Gedanke: »Ist dieser Baarns der An-  
führer?«

»Das nehmen wir an.«

»Dann sollte es vielleicht möglich sein, Anführer  
und Gefolgschaft zu entzweien. Wenn wir den drei-  
zehn Leuten Straffreiheit versprechen, nehmen sie  
vielleicht Baarns gefangen und liefern ihn an uns aus.  
Er ist ja der Mörder und die anderen waren wahr-  
scheinlich mit dem Mord nicht einverstanden.«

»Das ist eine gute Idee«, sagte der Maat. »Selbst wenn  
sie wegen Meuterei vor Gericht gestellt werden, geht  
es ihnen besser, wenn sie sich freiwillig stellen und den  
Mörder ausliefern, als sich mit ihm eins zu machen.«

Der Kapitän wiegte den Kopf. »Ich bin zwar nicht  
überzeugt, dass es klappt, aber versuchen können wir  
es ja. Zumal ich keine andere Lösung vorschlagen  
kann.«

»Gut, versuchen wir's«, sagte Weißgerber. »Aber wie  
sollen wir vorgehen? Wollt Ihr mit ihnen sprechen,  
Kapitän? Oder wie wäre es, wenn ich zu ihnen gehe?

Das wirkt dann nicht so offiziell. Schließlich hatten wir uns auch eingeschlossen. Ich könnte sie vielleicht vorsichtig für den Plan erwärmen und als eine Art Vermittler zwischen ihnen und Euch auftreten.«

Der Kapitän wandte ein: »Na, vielleicht ist es doch besser, wenn ich das mache. Mir glauben sie eher, wenn ich ihnen Strafminderung verspreche.«

»Bitte, Kapitän«, drängte Weißgerber, »lasst mich gehen! Mir liegt daran, etwas von dem wiedergutzumachen, was wir durch unser egoistisches Handeln mit verschuldet haben. »

»Ihr habt nichts gutzumachen, Herr Weißgerber«, sagte der Kapitän.

»O doch! Ihr seht das vielleicht anders als ich, aber streiten wir uns nicht darüber. Tut mir den Gefallen und lasst mich die Aufgabe übernehmen!«

»Nun, wenn Ihr unbedingt wollt – mir soll es recht sein. Den anderen auch?«

Alle nickten zustimmend.

»Aber denkt daran, dass es nicht ungefährlich ist, den Leuten zu nahe zu kommen!«, warnte der Kapitän.

»Soll ich gehen?«, schlug ich vor. Eine Gefahr für das Unternehmen schien mir nicht zu bestehen. Es galt ja nur, mit ihnen zu reden. Das schlimmste, was passieren konnte, war, dass sie ablehnten.

Weißgerber aber bestand darauf, selbst den Versuch zu machen.

Wir begaben uns an Deck, stellten uns aber so auf, dass die Leute im Vorschiff uns nicht alle sehen konnten. Wir wollten damit vermeiden, dass die Situation durch die vielen Zuschauer unnötig dramatisiert wurde.

Weißgerber ging nach vorn und blieb drei Schritte vor der niedrigen Tür stehen, die zu dem Raum führte, in dem sich die vierzehn aufhielten. »Hallo, Män-

ner, macht auf!«, rief er. »Ich muss im Auftrag des Kapitäns mit euch reden!«

Nach einigen Augenblicken wurde die Tür geöffnet. Baarns und einige der anderen standen in der Öffnung, jeder eine Muskete in der Hand.

»Wir alle sind in Schwierigkeiten, Leute« begann Weißgerber. »Wir, weil wir kein Wasser haben und keine Waffen, es euch abzunehmen, und ihr, weil wir dem nächsten Hafen zusteuern, wo man euch als Meuterer vor Gericht stellen wird. Aber wir haben da einen Plan, wie uns allen geholfen werden kann.«

In erstaunlich geschickten Worten führte Weißgerber die Männer an sein Ziel heran. Er vermied es, von der Möglichkeit zu sprechen, dass die Meuterer sich des Schiffes bemächtigen könnten. Statt dessen schilderte er die Gefahren für die Leute. Ob sie denn Mörder wären, fragte er eindringlich. Wenn sie keine sein wollten und keine wären, sollten sie gerechterweise nicht als Mörder bestraft werden. Nur mussten sie dann ihre Gesinnung beweisen. Allein einer unter ihnen sei daran schuldig, dass Blut geflossen sei.

Baarns wurde unruhig, während die anderen still zuhörten und nur je und dann zustimmend knurrten. Der Anführer merkte, worauf es hinaus sollte.

Er brüllte: »Hau ab! Halt deinen Mund! Wir wollen nichts von dir hören!« Die anderen aber wiesen Baarns zurecht und forderten Weißgerber auf, weiterzusprechen. Als der schließlich das Versprechen des Kapitäns weitergegeben hatte, sich für sie zu verwenden, kam der letzte Schritt. Nun musste er sagen, dass sie ihnen Baarns ausliefern sollten. Der wusste, was jetzt kommen musste und wollte das verhindern, wollte sich vor seinen eigenen Genossen retten.

Er riss die Muskete hoch und feuerte im selben Moment auf Weißgerber.

Der fiel hintenüber auf die Planken.

Für einen kurzen Schreckmoment war alles still und reglos.

Dann brach ein Tumult los. Die Männer im Vorschiff schrien durcheinander. »Mörder!«

»Hast du noch nicht genug?«

»Da machen wir nicht mit!«

Sie fielen über ihn her, fesselten ihn und stießen ihn aus dem Raum hinaus.

Wir sprangen hinzu.

»Wir gehen auf das Angebot ein!«, rief einer der Männer. »Der Kapitän soll kommen! Er soll das Versprechen geben, dass er sich für uns einsetzt!«

Zwei Seeleute trugen den Kapitän heran.

»Ich verspreche es euch! Und nun werft eure Waffen weg! Maat, kümmert Euch darum!«

Dann ließ er sich schnell zu Weißgerber tragen, bei dem ich mit Veit inzwischen schon angekommen war.

Er rührte sich nicht!

Ich glaubte, er sei tot. Da bewegte er noch einmal die Augen und den Mund.

Leise kam es von den Lippen des Sterbenden: »Nicht wahr, Kapitän ... ich stehe nicht mehr ... in Eurer Schuld.«

»Nein, natürlich nicht, Herr Weißgerber!«

Er tastete nach uns und ergriff meinen Arm.

Nach einer Weile hauchte er: »Bei Gott auch nicht.«

Er sah mich an, als wollte er mir noch etwas Wichtiges sagen. Dann wurde sein Blick glasig, er fiel zusammen und war tot.

Ich konnte es nicht fassen. Kaum jemals hat mich der Tod eines Menschen so tief erschüttert. Das lag sicher nicht nur daran, dass ich dieses Sterben hier in so unmittelbarer Nähe miterlebte. Es lag wohl an dem besonderen Schicksal dieses Mannes und an der Be-

ziehung, die ich zu ihm gewonnen hatte. Noch vor wenigen Wochen hätte mich der Tod dieses Menschen kaum berührt. Jetzt war es mir, als wenn ein langjähriger Freund von mir gerissen worden wäre.

Aber das war es nicht allein, was mich so tief bewegte. Es war dieses Sterben ohne Kampf, fast möchte ich sagen, das zufriedene Sterben, das sich so sehr abhob von dem Schicksal, das der Elsässer bisher erlitten hatte.

Sein Tod erschien mir wie der krönende Abschluss eines armseligen Lebens. Ich weiß, es klingt merkwürdig, aber dieser Eindruck drängte sich mir unabweisbar auf. So konnte ich auch nicht einfach trauern um einen Freund, es mischten sich Fragen, Bewunderung, Staunen in meinen Schmerz.

Endlich konnte ich mich lösen von dem toten Körper vor mir auf den Decksplanken. Veit, der ähnlich ergriffen war wie ich, sprach noch ein Gebet und erhob sich auch.

Inzwischen hatten die Seeleute den Mörder in einer Kammer unter Deck eingesperrt. Den anderen Meuterern waren die Waffen abgenommen worden. Sie durften sich frei bewegen und wurden wieder zu den üblichen Arbeiten eingeteilt.

Ich setzte mich an die Reling und gab mich der Trauer hin. Und dann kam der zweite Schlag.

Veit setzte sich zu mir und sagte: »Ich war unten, um dem Missionar zu erzählen, was vorgefallen ist.«

»Und – wie hat er es aufgenommen?«

»Es geht ihm schlecht. Er hat kaum verstanden, wovon ich sprach. Ich habe den Eindruck, dass auch er nicht mehr lange zu leben hat.«

Wir saßen und schwiegen.

»Ich will mit ihm sprechen«, sagte ich schließlich.

»Das möchte ich dir nicht raten, Linz. Er versteht

dich doch kaum und du begibst dich in Gefahr, dich anzustecken.«

»Du hast recht, wenn man nur die Vernunftgründe gelten lässt. Aber es ist da noch etwas anderes. Wir alle haben ihm viel zu verdanken.«

»Das ist mir bewusst und darum kümmere ich mich auch um ihn, da Weißgerber es nicht mehr kann.«

»Ich will das nicht nur dir überlassen. Er darf nicht den Eindruck haben, dass mit ihm nur das Nötigste geschieht. Er hat sich für andere eingesetzt. Nun darf er im Sterben da unten in dem dunklen Loch nicht allein liegen.«

Veit nickte nur.

Ich fuhr fort: »Ich werde zu ihm gehen und bei ihm bleiben. Du kannst mich ja morgen früh oder auch heute Nacht ablösen.«

Veit war einverstanden. Er brachte mich in das Logis, in dem außer Buchenau noch zwei Seeleute krank lagen.

Es war entsetzlich.

Stickige Luft schlug mir entgegen. Die Männer stöhnten ab und zu. Buchenau, der wohl am schlimmsten dran war, rang unaufhörlich nach Atem.

Ich setzte mich neben seine Koje und sprach ihn an. Ich muss gestehen, dass es mich Überwindung kostete, in seiner Nähe zu bleiben.

Er versuchte zu antworten, aber aus seinem Mund kamen nur unverständliche Wortfetzen. So riet ich ihm, mit seiner Atemluft zu haushalten und beschränkte mich darauf, einfach da zu sein und ihn das ab und zu durch ein paar Worte wissen zu lassen.

Wenn er sich bewegte, konnte ich feststellen, dass sein Bein mit der Schusswunde steif und offenbar leblos dalag.

Mehrere Stunden hielt ich hier unten aus. Es war

auch für mich qualvoll, zuzusehen und zuzuhören, wie die drei Männer litten, besonders der eine, der mir nahestand. Ich konnte nichts tun, als ihm gelegentlich den Schweiß abzuwischen und ihm einen Schluck zu trinken zu geben.

Am Abend – ich hatte eine Lampe angezündet – kam Veit, um meinen Platz einzunehmen. Ich schäme mich, es zu gestehen: Ich war froh, dass er früher kam, als ich erwartet hatte. Wir vereinbarten, dass ich ihn gegen Morgen ablösen sollte.

Auf Deck angekommen, musste ich zunächst tief durchatmen. Es war mir, als sei ich aus der Hölle auf die Erde zurückgekehrt. Die Sterne standen klar und in großer Zahl am wolkenlosen Himmel. Ich stieg zum Vorschiff hinauf, setzte mich auf den Ankerspill und genoss die klare Luft. Aber meine Gedanken wanderten immer wieder zu dem Sterbenden hinunter.

Da ich sowieso nicht hätte schlafen können, blieb ich hier lange sitzen und versuchte, alle meine Erlebnisse, besonders die der letzten vierundzwanzig Stunden, zu verarbeiten.

Mitternacht war noch nicht vorüber, als ich im Dämmerlicht eine Gestalt heraufsteigen sah. Es war Veit.

Er setzte sich zu mir. »Ich dachte mir, dass ich dich irgendwo hier draußen finde.«

Nach einer Weile: »Du brauchst nicht mehr zu kommen.«

»Er ist gestorben?«

»Er ist zu seinem Herrn gegangen.«

Wir schwiegen. Ich dachte über diesen Satz nach.

Ja, der Mann hatte das Ziel seines Lebens erreicht. Vielleicht war es dieses Empfinden, weshalb ich von der Nachricht nicht so betroffen war; vielleicht auch, weil der Tod zu erwarten gewesen war und ihn von seiner Qual befreit hatte.



Wir schauten in den Sternenhimmel hinauf und unterhielten uns über die beiden Männer, die heute gestorben waren und die, obwohl sie eine ganz unterschiedliche Vorgeschichte hatten, am Ende ihres Lebens einen gemeinsamen Weg gegangen waren.

Ich hatte das starke Empfinden, dass diese beiden Männer mich bei meiner Suche nach etwas, was meinem Leben Wert und Inhalt geben konnte, ein gutes Stück weitergebracht hatten. Es klingt vielleicht merkwürdig, dass ausgerechnet ihr Sterben für mein Leben von Bedeutung sein sollte. Aber ist nicht das Ende eines Lebens erst der Erweis dafür, ob es sinnvoll oder umsonst gelebt war? Ich wollte gern ein Dasein führen, das am Schluss als erfüllt angesehen werden konnte. Und so seltsam es klingt: in dieser Hinsicht beneidete ich die beiden.

Erst gegen Morgen legte ich mich für zwei oder drei Stunden zum Schlafen nieder.

Am Vormittag fand die Feier statt, bei der die beiden, die keine Seeleute waren, ihr Seemannsgrab bekommen sollten. Ich will nicht mehr davon berichten, als dass es eine ergreifende Stunde war, nicht nur für mich, sondern für die ganze Besatzung.

»Laaaand!«, rief plötzlich der Mann im Ausguck.

»Land!«

»Land!«

Alles rief durcheinander und rannte auf das Vorschiff.

Endlich, nach langen qualvollen Wochen, sollten wir Land anlaufen!

Wir konnten schon vom Vorschiff aus den Uferstreifen erkennen. Der Mann im Ausguck hatte ihn bereits seit einiger Zeit gesehen, wollte aber unsere Feier nicht unterbrechen.

Es war, wie sich bald herausstellte, Martinique.

Wegen der besonderen Umstände hielten wir nicht an unserem ursprünglichen Plan fest, zunächst nach San Domingo auf Haiti zu segeln und mich mit meinen Waren dort abzusetzen. Ich war damit einverstanden, dass wir gleich das eigentliche Ziel des Kapitäns, Curaçao, ansteuerten, da wir sowieso noch nicht an Land konnten. Auf dem Rückweg sollte mich das Schiff dann nach Haiti bringen. Ich versprach mir davon, dass ich von dort aus meine Ware am besten an den Mann bringen konnte.

Wir ließen also das Land backbord liegen und segelten weiter. Am Abend des nächsten Tages sahen wir Curaçao vor uns. Wir setzten die Flagge, mit der die Seeleute nach internationaler Gepflogenheit eine Seuche an Bord anzeigen und segelten langsam an den Hafen heran.

Es dauerte nicht lange, bis ein kleines Boot herauskam und einige Männer zu uns an Bord stiegen.

Der Arzt, der die Vertreter der Hafenbehörde begleitete, untersuchte die Kranken.

Wir setzten uns inzwischen in der Kapitänskajüte zusammen und berichteten die Vorfälle dieser Reise. Dabei aßen wir mit Lust und Heißhunger von dem frischen Obst, das uns ein Händler brachte.

Von der Quarantänezeit, die sich nun anschloss, ist nichts weiter zu berichten. Baarns blieb weiter in Haft und Oertzen in seiner Kajüte eingeschlossen. Wir alle bekamen durch die bessere Ernährung neue Kräfte. Die beiden Matrosen, die von der Pest ergriffen waren, erholten sich allmählich wieder.

Die langen Stunden des Nichtstuns brachte ich zu meist im Gespräch mit Veit zu, manchmal gesellte sich der Kapitän als dritter dazu.

Von Oertzen sahen und hörten wir fast nichts. Gelegentlich brachte Veit ihm Gemüse, weil auch er an

unserem neuen Wohlergehen Anteil haben sollte. Er dankte das aber nicht, sondern knurrte nur mürrisch, wenn jemand in seine Nähe kam. Und wenn Veit gar ein paar Worte mit ihm wechseln wollte, kläffte er ihn nur an wie ein wütender Hund.

Man sollte meinen, dass unsere Geduld durch die viel zu lange Überfahrt schon sehr strapaziert war. Aber merkwürdigerweise fühlten wir uns gar nicht unwohl bei diesem untätigen Warten. Natürlich wussten wir, dass das einen finanziellen Verlust bedeutete. Aber ich versuchte, nicht an das zornige Gesicht meines Vaters zu denken und der Kapitän nicht an die Schimpfkanonaden seines Reeders. Ändern konnten wir sowieso nichts.

Lasst mich abschließend noch von einer Szene berichten, die mir deutlich in Erinnerung ist.

Es war am Morgen des Tages, an dem unsere Quarantäne ablief. Veit und ich standen an der Reling und schauten dem Boot entgegen, das vom Hafen herauskam.

»Was wirst du nun machen?«, fragte ich Veit.

Er schwieg eine Weile und gab mir dann bedächtig zur Antwort: »Eine naheliegende Frage. Gestern noch hätte ich sie dir nicht klar beantworten können. Aber in den schlaflosen Stunden der letzten Nacht ist in mir die Gewissheit herangereift, dass ein Gedanke, den ich schon seit einiger Zeit mit mir herumtrage, der Wille Gottes für mich ist.«

»Und zwar?«, fragte ich weiter, als er eine längere Pause machte.

»Ich werde versuchen, die Aufgabe zu erfüllen, die der Herrnhuter sich vorgenommen hatte. Ich werde den Sklaven das Evangelium verkündigen. Nicht, weil ich hoffe, von diesen armen Menschen eher gehört zu

werden als von den Bewohnern meiner bayerischen Gemeinde. Ich mache mir keine Illusionen über die Schwierigkeit dieser Aufgabe. Ich beherrsche weder die spanische noch die französische Sprache. Aber das darf mich nicht abschrecken. Ich halte es für richtig, dass ich den Platz des Mannes einnehme, dem ich so viel verdanke, dass ich die Mission erfülle, zu der er nicht mehr kam.«

»Ich weiß nicht, ob ich dir zu- oder abraten soll, Veit. Bedenke, dass du nicht mehr der Jüngste bist. Aber wenn du meinst, dass du hier eine wichtige Aufgabe hast, würdest du an einem anderen Platz wahrscheinlich nie glücklich sein. Ich will dir gern helfen, dir eine wirtschaftliche Basis zu schaffen, damit du ohne Sorge für Wohnung und Nahrung arbeiten kannst.«

»Vielen Dank, Linz, aber das ist nicht nötig. Ich habe ein kleines Startkapital mit meinen Ersparnissen. Mehr brauche ich nicht, denn Buchenau hatte noch weniger. Trotzdem könntest du mir einen Gefallen tun. Ich werde an die Herrnhuter Brüdergemeine schreiben und sie bitten, mich ihrem Verband in irgendeiner Weise anzugliedern. Außerdem liegt mir daran, meine Kirche von all dem zu unterrichten, was hier vorgefallen ist und was ich beabsichtigen. Es wäre mir lieb, wenn du die Briefe überbringen könntest, um das, was sich schriftlich nicht ausdrücken lässt, im persönlichen Gespräch zu erläutern.«

»Das tue ich selbstverständlich gerne.«

Inzwischen waren die Beamten der Hafenbehörde mit einigen Soldaten an Bord gekommen.

Jetzt schleppten sie Baarns ans Fallreep und brachten ihn hinunter ins Boot.

Dann kam Oertzen an die Reihe. Als er uns erblickte, wollte er sich auf uns stürzen. Aber die Soldaten hielten ihn fest. Gift und Galle spuckend und fluchend

musste er schließlich in das Boot steigen. Noch als es so weit entfernt war, dass wir keine einzelnen Worte mehr verstehen konnten, schallte seine sich überschlagende Stimme geifernd zu uns herauf.

Ich war erschüttert über das Bild, das dieser Mann uns bot. Unwillkürlich musste ich einen Vergleich anstellen mit dem, der da neben mir an der Reling lehnte. Wie ähnlich waren sie bei unserer ersten Begegnung erschienen und sie waren es damals wohl auch: abweisend, nur mit ihren eigenen Interessen beschäftigt.

Nun aber hatten sie sich himmelweit voneinander entfernt. Der eine war buchstäblich an seinem Hass zugrunde gegangen, hatte seine ganze Familie ins Unglück gestürzt und nun auch sich selbst. Weil er mit seiner Rache nicht fertig wurde, hatte diese ihn innerlich zerfressen und an den Rand des Wahnsinns gebracht.

Der andere aber – auch mit seinem Leben und Denken am Ende – hatte sich von seiner Verbohrtheit freimachen können, war nun gelöst, fähig, von sich selbst weg auf neue Aufgaben zu sehen.

Hass und Liebe, Ehrgeiz und mitmenschliche Aufopferung – alles das sind Kräfte, die Großes vollbringen können. Aber dass ein Mensch sich selbst überwindet, sich vom Ausgeliefertsein an die untergründigen Triebe und Zwänge in der eigenen Seele freikämpfen kann, das erfordert eine andere Kraft. Und ich habe diese Kraft wirken gesehen.

Ich will diesem Geheimnis auf der Spur bleiben, bis es für mich kein Geheimnis mehr ist. Ich will durchbrechen zu der neuen Art zu leben, die ihren Sinn nicht nur in sich selbst hat, die ein Ziel kennt, in deren Vergänglichkeit etwas von der Ewigkeit mitschwingt.

Nun wisst ihr, was ich meine, als ich anfangs von etwas sprach, das in mir zur Reife kommen muss.

Wenn ihr es nicht ganz versteht, so nehme ich euch das natürlich nicht übel.

Mir ist auch erst auf dieser abenteuerlichen Reise aufgegangen, dass es Dinge gibt, die man nicht erklären und lernen, sondern nur erfahren und staunend annehmen kann.

Meine Geschichte ist damit zu Ende.

Was sonst noch geschah, ist schnell erzählt. Ich verkaufte meine Waren entgegen meinen ursprünglichen Plänen schon auf Curaçao, weil die politischen Unruhen auf Haiti – der Negeraufstand und die Spannungen zwischen Frankreich und Spanien wegen des Ostteils der Insel – nicht gerade gute Geschäftsbedingungen versprochen.

Weil ich kaum Schiffsraum für eine Fahrt nach Hause bekommen konnte, legte ich das Geld in Silber an. Der Gewinn war nicht besonders hoch, aber zufriedenstellend. Einige Monate später verließ ich die Karibik auf einem französischen Schiff. Fast ein Jahr nach unserer Abreise kam ich wieder in Amsterdam an.

Nun leert eure Gläser, Freunde, und lasst uns nicht weiter über die Erlebnisse sprechen. Es besteht sonst die Gefahr, dass die verschiedenen Abenteuer sich in den Vordergrund schieben und das zerredet wird, was mir selbst das Wichtigste ist.

Wenn es euch recht ist, können wir uns ein anderes Mal über das alles austauschen. Ihr habt dafür Verständnis, nicht wahr?

Ich danke euch für eure Gesellschaft und für euer geduldiges Zuhören.